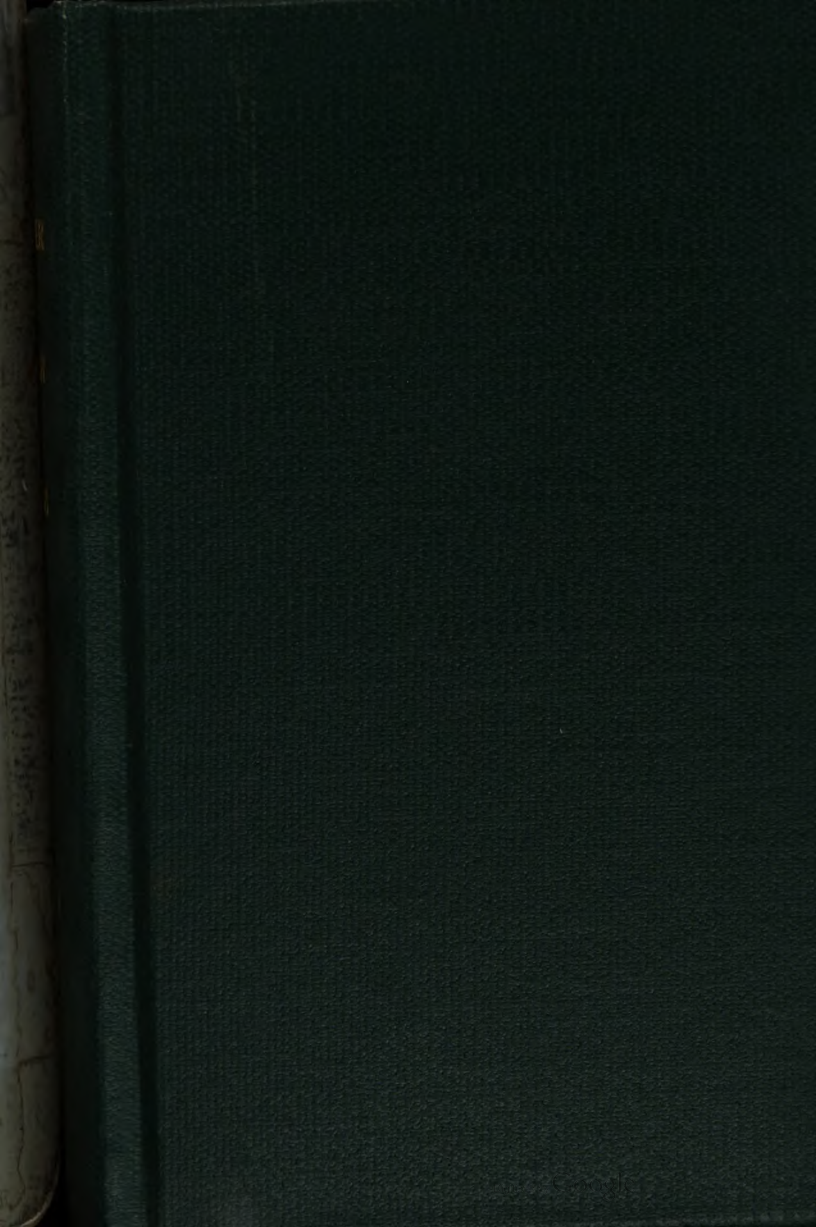
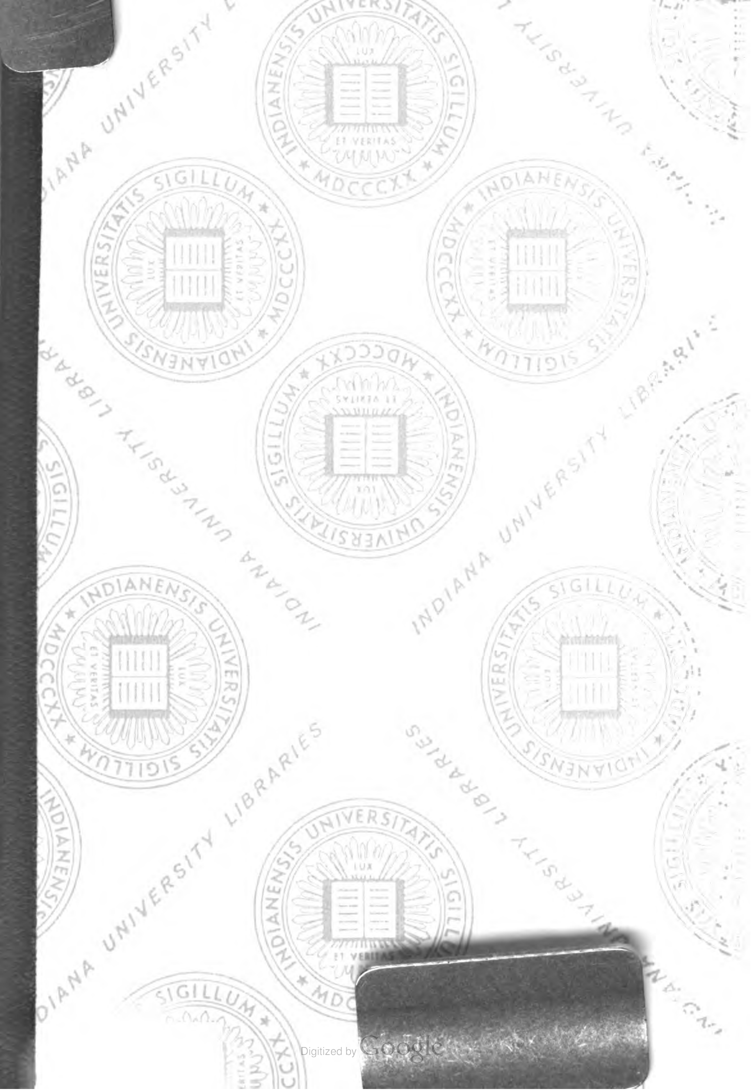




Cotta'ſ

Cotta'scher Musen-Almanach

für das Jahr 1900.





Fritz Reiss pinx.

Studienkopf.

Cotta'scher

für das Jahr [illegible].

Herausgegeben von Otto [illegible]

[illegible] Jahrgang

Mit sechs [illegible]



Stuttgart [illegible].
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.



Studienkopf.

Cotta'scher

Musen-Almanach

für das Jahr 1900.



Herausgegeben von Otto Braun.

Zehnter Jahrgang.

Mit sechs Kunstbeilagen.



Stuttgart 1900.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhaltsverzeichnis.

(Ein alphabetisches Autorenverzeichnis befindet sich am Schluß des Bandes.)

Erzählungen in Prosa.

Dichtungen in metrischer Form.

I. Poetische Erzählungen, Balladen und Romanzen.

II. Lyrische und vermischte Gedichte.

III. Spruchdichtung.

Kunstbeilagen.

Studienkopf. Von Fritz Reiß.
Vor Amalfi. Von R. Püttner.
Gemsen. Von J. v. Pausinger.
Heimatlos. Von R. E. Kepler.
Waldeinsamkeit. Von Alfred Enke.
Heilige Nacht. Von A. Zick.







R. Püttner del.

Vor Amalfi.

Erzählungen in Prosa.





Mater Dolorosa.

Von H. Keller-Jordan.

Sidonie Blessen saß am Flügel und ihre zarten Finger gingen mit leidenschaftlicher Kraft über die Tasten. Die Töne vermischten sich mit dem Geräusche des Regens, der, von den schweren Kronen der Buchen draußen getragen, melancholisch zur Erde tropfte.

Sie hatte mit dem Versenken ihres ganzen Seins in den Geist der genialen Harmonien, die sie spielte, offenbar die Welt vergessen, auch die alte Dame nicht bemerkt, die seit einer geraumen Zeit in dem Sessel am Kamine saß und ihrem Spiele lauschte.

Erst nachdem die Künstlerin geendet hatte und ihre Hände müde von den Tasten geglitten waren, erhob sich die Dame, trat zu dem Flügel und blickte liebevoll, beinahe zärtlich in das blasse, erregte Gesicht der noch jungen Frau.

Dieselbe reckte sich wie geistesabwesend und fuhr mit der Hand über ihre Augen.

„Habe ich dich gestört, Sidonie?“ fragte die Dame sanft.

„Nein, Sie stören mich niemals, liebe Baronin, aber — ich hatte Sie nicht bemerkt.“

„Dann hast du vielleicht deshalb so meisterhaft gespielt — ich erinnere mich gut, schon als junges Mädchen liebtest du es nicht, vor anderen zu spielen.“

„Vor anderen, liebe Baronin — vor anderen, ich bitte,“ unterbrach sie Sidonie lebhaft, die Hand der Dame mit ihren Lippen berührend; „Sie sind doch keine andere, Sie stören mich niemals.“

Die Baronin strich mit der Hand über Sidoniens Haar, es war lichtbraun wellig und drängte sich in seiner Fülle bis an das kleine Ohr.

„Weißt du, Sidonie,“ sagte sie, „daß ich dir eigentlich niemals zugetraut hätte, Wagner zu verstehen und in solcher Weise wiederzugeben.“

„Ich mir auch nicht.“

„Wer hat dich das gelehrt?“

„Ich weiß es nicht, vielleicht mein einsames Leben, der Thüringer Wald, die Sorge um meinen Siegfried — du lieber Gott, das Leben drängt vieles in uns hinein. Aber Thatsache bleibt es, seitdem ich Wagner verstehe, liebe ich ihn.“

Sie hatte sich bei den letzten Worten erhoben, legte den Arm der Baronin in den ihren und trat mit ihr auf den Balkon. Der Regen tropfte, obgleich er nachgelassen hatte, noch immer von den Bäumen.

„Es ist merkwürdig," sagte die Baronin, in Gedanken versunken zu der schlanken Frau emporsehend, die sie beinahe um Kopfeslänge überragte, „wie ganz anders sich oft der Mensch entwickelt, als es vorauszusehen ist — ich mußte vorher, als du mit so tiefer Tragik die ‚Walküre' spieltest, daran denken, wie übersprudelnd heiter du trotz allem warst, als du zu mir in mein Haus kamst."

„Ja, trotz allem, das weiß Gott, — ich bin glücklich veranlagt, etwas leichtsinnig, ich kann das heute noch sein. Uebrigens liegen oft gerade in heiteren Naturen versteckte, düstere Elemente; sie haben nur nicht immer Gelegenheit, sich zu entwickeln."

„Nein, gottlob, bei dir war das wenigstens nicht der Fall, Sidonie. Das Leben hat es nach schwerem Schicksalsschlage gut mit dir gemeint. Wenn ich bedenke," fuhr sie dann fort, während Sidonie schwieg und mit ihrer weißen Hand in den nassen Blättern der Pflanzen spielte, „wie du nach dem jähen Tode deiner Eltern zu mir ins Haus kamst — —"

„Unbändig, ein echtes Vagabundenblut,"

unterbrach sie die junge Frau lachend, „den unermeßlichen Verlust der Eltern, den konnte ich damals noch nicht fassen. Ich wußte nicht, wie unerbittlich der Tod ist.“

„Nein. Es bleibt ein Vorrecht der Jugend,“ gab die Baronin zu, „sich nicht in denselben versenken zu können.“

„Es war ein großes Opfer von Ihnen, mich aufzunehmen, Baronin,“ sagte Sidonie nach einer Weile, „erst viel später — hier, an langen, einsamen Abenden bin ich mir dessen so recht bewußt geworden.“

„Ein Opfer nicht, Kind, sondern eine Aufgabe, die ich mir stellte. Ich war mein ganzes Leben lang eine viel zu große Verehrerin von deines Vaters Kunst gewesen, als daß ich sein einziges Kind dem Meistbietenden überlassen hätte. Man wollte dich nämlich, da gar kein Vermögen da war und sich auch keine Verwandten vorfanden, mit deinen fünfzehn Jahren als angehende Stütze der Hausfrau — — —“

Sidonie brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Das haben Sie mir ja niemals gesagt, liebste Baronin, da darf sich freilich die Dame, zu der ich nicht kam, noch heute bei Ihnen bedanken. — Ich langgeschossenes, unwissendes Ding, das nur das Wanderleben einer Künstler-

familie kannte — und lieber träumte, als arbeitete — ich eine Stütze der Hausfrau! Göttlich! — Sehen Sie, liebe Baronin, mein Schuldposten Ihnen gegenüber wird immer größer."

„Nein, mich verlockte dein Talent, Sidonie, dein verblüffend musikalisches Talent — ich wollte es für dich zu einer Schatzgrube der Zukunft machen. —"

„Und das ging wieder nicht," sagte Frau Sidonie Blessen, während sich ein ernster Zug über ihr Gesicht legte; „o, ich war grenzenlos ungefügig — ich konnte so schwer gehorchen."

„Man hatte es dich nicht gelehrt, armes Kind, du warst wild und stolz wie ein Rassefüllen — aber auch gut und gefügig gegen Menschen, die dich verstanden —"

„Und die ich liebte und verehrte," fügte Frau Blessen hinzu, und sie legte den Arm zärtlich um die Schulter der Baronin; „aber daß ich Ihnen Sorgen bereitete, das habe ich doch immer gewußt."

„Diese Sorgen waren nie niederer Art," lächelte die Baronin, das Gesicht ihres Lieblings prüfend, als habe sie dieses Rätsel noch immer nicht begriffen, „dein Flug war ein hoher, Sidi — du hättest dich schließlich durchgekämpft — auch wenn Hofrat Blessen — —"

„Sich nicht meiner erbarmt hätte, meinen Sie?“

Jetzt lachte die Baronin und klopfte ihr, wie man es einem unartigen Kinde thut, auf die Finger. „Böse, du weißt es am besten, wie unaussprechlich du geliebt wurdest.“

Sidonie trat zurück ins Zimmer, sie wollte dies Gespräch nicht weiter fortführen; was dann kam, gehörte ja ihr allein, ganz allein, sie hatte das alles in den zehn Jahren, in welchen sie Witwe war, bis in die letzte Faser hinein durchdacht und durchempfunden.

Die Baronin sah ihr nach, wie sie hin und her ging, mit gesenktem Kopfe und auf dem Rücken gekreuzten Händen, so wie sie es schon als junges Mädchen gethan hatte, wenn sie über irgend eine konventionelle Pflicht grübelte, deren Notwendigkeit ihr nicht einleuchten wollte.

Wie sie sich merkwürdig entwickelt hatte, diese magere, lebhafte Sidi von einst, die sie als arme Waise in ihr Haus genommen hatte, um aus ihr ein künstlerisches Phänomen zu machen — und die dann der gute Hofrat Blessen, der eingefleischteste Junggeselle, geheiratet hatte, bloß weil sie so ganz anders war als alle anderen Mädchen — und zwar so rasch geheiratet, als wäre ein einziger Tag ohne sie ein unersetzlicher Verlust. Ihretwegen gab er Stellung, Heimat und alte Gewohnheiten auf und ver-

pflanzte sie in den Thüringer Wald, weil, wie er sagte, das der einzige Boden sei, wo sie gedeihen könne. Die Welt sollte sie ihm nicht verderben, nichts in sie hineingeben, was ihr nicht eigen war. Er war eben ein Sonderling, der Herr Hofrat. Sie mußte bei dem Gedanken an diese Zeit lächeln und lächelte noch, als sie ins Zimmer zurückkam und neben Sidonie, die sich in einen Sessel geworfen hatte, Platz nahm.

„Sie denken an etwas Angenehmes, liebe Baronin?“ fragte Sidonie.

„Ich dachte an unseren guten Hofrat, Sidi, wie er eifersüchtig auf dein Selbst war, dich hütete und liebte.“

Sidonie nickte leise vor sich hin.

„Mir war er ein psychologisches Rätsel,“ fuhr die Baronin fort, „in früheren Jahren ohne jedes Interesse für Frauen und dann — so oft ich auch zu euch kam — seine Liebe war immer noch gewachsen.“

Sidonie nickte wieder — aber wie geistesabwesend.

„Es gab wohl selten einen Mann, der seine Frau so unaussprechlich glücklich gemacht hat, auch noch nach seinem Tode.“

„Ja, ja, das weiß Gott,“ seufzte Sidonie aus ihrer tiefsten Seele herauf, „er hat meinen Lebensweg geebnet und gelichtet — bis zu

meinem Tode. Sogar das Denken und Verbessern und Eingreifen bei fortschreitenden Bedürfnissen hat er mir vorweg abgenommen."

„Aber aus fürsorglicher Liebe, Kind, aus reiner Liebe, er gedachte dir damit auch die Erziehung Siegfrieds zu erleichtern."

„Ja, aus reiner Liebe, Baronin, gewiß, o er war edel und gut — bis in die letzte Faser seines Herzens hinein. Das weiß niemand besser als ich."

Die Baronin richtete sich in ihrem Stuhle auf. „Fehlt dir etwas, Sidi?"

„Nein; ich meine nur, daß auch die fürsorglichste Liebe nicht immer das Rechte trifft. Mir ist dieses einsame Leben — nur mit Siegfried und meiner Musik — nicht allzeit förderlich gewesen. Möglich, daß es nur ein Wahn ist, Baronin, aber ich habe doch Stunden, in denen ich mir einbilde, daß ich das Höchste, mir Notwendigste, dennoch nicht besessen habe, daß da draußen auf der Straße — weit — weit von hier — ein Etwas liege — was weiß ich — aber ein Etwas, das mein Herz geschwellt, meine Sehnen angespannt, mein Denken vertieft, mein Empfinden gesteigert hätte — ich fühle eine unverbrauchte Kraft in mir — eine Kraft, die sich nicht vergeuden läßt in vagen Träumen, die nach Thaten drängt, nach guten, andere Menschen beglückenden Thaten...

„Aber das sind alles nur Stimmungen,“ fuhr sie dann kopfschüttelnd und sich erhebend fort, „Stimmungen, die ich nie habe, wenn Siegfried bei mir ist. Was werde ich auch Herrliches versäumt haben da draußen?“ spöttelte sie. „Man würde meine Kunst, im besten Falle, gefördert und angeregt haben — vielleicht auch bekrittelt und beneidet. Ah bah — es bleibt sich nun gleich — ich bin auch so alt geworden.“

Die Baronin konnte sich nicht sogleich von dem erholen, was sie gehört hatte. Frau Blessen war für sie stets die glücklichste Frau gewesen — und wenn es auch nur Stimmungen waren, die sie quälten, so hatte sie dieselben dennoch nicht bei ihr vermutet. Vielleicht wenn sie wieder geheiratet hätte — soviel sie wußte, hatte Hofrat Blessen ihr darin keinen direkten Zwang auferlegt. Uebrigens war Sidonie trotz ihrer sechsunddreißig Jahre immer noch eine begehrenswerte Frau — vielleicht mehr als je.

Doch nein, das wäre ja unmöglich — Sidonie Blessen würde nie ein zweites Mal heiraten — das paßte so wenig zu ihrem Selbst. Das Glück, von dem sie träumte — was da draußen auf der Straße liegen sollte — das betraf wohl die Kunst; sie sehnte sich — und das war so natürlich — nach Ausübung derselben — nach Gesellschaft geistig und künst-

lerisch hochstehender Menschen. Das sollte ja nun auch anders werden, Siegfried würde die Universität besuchen und seine Mutter ihn begleiten.

„Der Regen hat aufgehört, Baronin," sagte Sidonie vom Fenster tretend, an welchem sie die ganze Zeit gestanden hatte, „wollen wir nicht noch einen kleinen Spaziergang machen? Sie wissen, Maltens kommen heute abend und da bedarf ich wenigstens immer vorher einer Stärkung."

„Du hast sie doch nicht meinetwegen eingeladen, Sidi?"

„Teilweise schon, ich möchte nämlich Ihr Urteil über Agathe hören. Sie wissen, das Mädchen war mir immer unausstehlich, aber nun, da Herr v. Köhler ihr aufgeschrieben hat, thut sie mir leid, und ich möchte ihr Freundliches erweisen, und doch weiß ich nicht recht, ob ihr Schmerz ein wirklicher oder ein fingierter ist."

„Warum hat Köhler eigentlich die Verlobung gelöst? Er ist ein so ernster, gediegener Mensch."

Sidonie zuckte mit den Achseln.

„Darüber schweigt die Geschichte. Jedenfalls hat er mir immer besser gefallen, als Agathe — aber man täuscht sich ja im Leben. Früher erschwerte mir auch Siegfried diesen Umgang," fuhr sie fort, „er mochte Maltens

noch weniger leiden als ich. Er behauptete, Agathe ignoriere ihn absichtlich, weil er nur Gymnasiast sei. Sie wissen, er ist ein bißchen anspruchsvoll unser guter Siegfried."

„Das ist man immer, wenn man die Grenzen des Jünglingsalters noch nicht überschritten hat. Uebrigens ist Siegfried auch stolz. Er hat sich herrlich entwickelt."

Ein sonniges Lächeln ging über die Züge der Mutter und verklärte sie noch, als sie, der Baronin Arm in dem ihren, dem Annathale zuschritten, wo die Sonne, die sich mächtig durch die jagenden Wolken drängte, durstig die Tropfen von den Bäumen trank.

— — — — — — — — — — —

„Wie deine Mutter den Theetisch geschmackvoll zu ordnen versteht, Siegfried," sagte die Baronin am Abende, als sie neben dem schlanken Sohne Sidoniens stand, „geradezu künstlerisch."

„Ist es bei anderen Leuten weniger schön?" gab dieser trocken zurück.

„Weniger schön? Ich bitte dich, gar kein Vergleich."

„Daß Mama schöner spielt, sich besser kleidet, origineller spricht als andere Leute, das weiß ich längst, Tante, aber der — Theetisch — das habe ich nie beachtet. Freilich, die Blumen und die Früchte auf dem Buffet — und . . ."

„Und die kalten Speisen, die immer gerade

in den Schalen liegen, in welche sie hineinpassen — — Wer sie das wohl gelehrt hat?"

„Niemand, liebe Baronin," antwortete Sidonie, die eben mit Frau und Fräulein v. Malten ins Zimmer trat, „ich mache das ganz gedankenlos — nur mit den Augen — und wenn es gut aussieht, ist es nicht mein Verdienst."

Frau v. Malten begrüßte die Baronin, war erfreut, sie wieder in Eisenach zu sehen, und zog sie plaudernd neben sich in die behagliche Couchette, die in einer Ecke unter Palmen stand. Agathe, eine auffallend schöne und üppige Brünette, scherzte indessen mit Siegfried und gratulierte zu dem bestandenen Examen.

„Ich nehme das heute noch nicht an, gnädiges Fräulein, — erst morgen ist Thorschluß."

„Aber ich weiß es von Professor Petri, daß Sie glänzend bestanden haben," gab sie hartnäckig zurück.

„Wir nehmen das gleichfalls an, Mama und ich — aber dennoch — erst morgen."

„Ihr Siegfried wird einen prächtigen Studenten abgeben, liebe Hofrätin," rief Frau v. Malten aus der Ecke heraus. „Werden Sie ihn in ein Corps treten lassen?"

„Ich *lasse* meinen Sohn überhaupt nicht, gnädige Frau," sagte sie lächelnd, „er besorgt das alles selbst nach eigenem Ermessen. Nicht wahr, mein Junge?"

Und die glückliche Mutter blickte stolz in das junge, ausdrucksvolle Gesicht ihres Sohnes. Es ähnelte dem ihren, nur war es regelmäßiger, mit bestimmteren Linien. Ueber den trotzigen Lippen sproßte bereits verheißungsvoll ein dunkler Flaum.

„Siegfried wird mit den Jahren seinem Vater ähnlicher," sagte die Baronin, während man sich um den Tisch gruppierte und er zwischen seiner Mutter und Agathe v. Malten Platz nahm.

„Eben deshalb liebt mich meine Mutter auch so ganz besonders."

„Ja, mein Junge, das thut sie — und auch noch ein klein wenig deiner selbst wegen."

„Wie schade, Herr Blessen, daß Sie nicht zum Militär gehen," flüsterte Agathe, „Sie würden einen herrlichen Husarenlieutenant abgeben und so viel schneller fertig sein."

„Ich habe keine große Eile fertig zu werden — und das Militär kenne ich zu wenig. Jus ist das Studium der Familie Blessen — unser Wappen hat sogar eine Wage in seiner Mitte."

„Und wenn Ihnen das Studium nicht zusagen sollte?"

„Dann macht Siegfried sein erstes Examen und treibt, was ihm Vergnügen macht," sagte Sidonie statt seiner.

„Das heißt, er geht auf Reisen, Mütterchen, und du mit.“

„Ja, ich mit, das versteht sich.“

Frau v. Malten und Agathe tauschten bei den letzten Worten einen verständnisvollen Blick.

„Finden Sie nicht, Frau Baronin,“ wandte sich die erstere dann an ihre Nachbarin, „daß Frau Blessen auffallend jung für die Mutter eines erwachsenen Sohnes aussieht?“

„Freilich — aber sie ist es ja auch, sie zählte kaum achtzehn Jahre, als Siegfried geboren wurde.“

„Unglaublich,“ sagte Frau v. Malten, „geben Sie Obacht, lieber Siegfried, man wird Ihnen in Berlin Ihre junge, interessante Mutter abwendig machen.“

„Mir meine Mutter, wieso?“

„Haben Sie nie daran gedacht, daß sie noch einmal heiraten könnte?“

Siegfried blickte beinahe entsetzt auf seine Mutter. Sie lächelte ihm innig entgegen und ihre tiefen, grauen Augen, die so ausdrucksvoll zu leuchten verstanden, blickten vertrauenssicher in die seinen.

„Ich würde den Menschen zermalmen, der so etwas wagen könnte.“

„Ja, das würden wir, mein Junge, denn wir haben die Absicht, uns noch manches Jahr

zusammen zu amüsieren — bis ich graue Haare habe."

„Ja, bis du graue Haare hast, nachher erst recht."

Agathe war schweigsam geworden und erst als das Essen beendet war und Frau Blessen Agathe aufforderte, etwas zu singen, belebte sich ihr Gesicht wieder. Sie legte den Arm in den Sidoniens und ging mit ihr in den Salon zum Flügel.

„Ich bitte, spielen Sie lieber, gnädige Frau," sagte sie mit gesenkten Lidern, „ich weiß nicht, ob ich kann — ich habe so lange nicht gesungen."

„Ja, so lange," ergänzte die Mutter, „daß die Stimme ordentlich traurig geworden ist. Mein armes Kind!" Und sie trat an sie heran und streichelte ihre Wangen.

„Wollen Sie nicht doch einmal den Versuch machen?" fragte Siegfried teilnahmsvoll.

„Ich fürchte, daß es zu traurig ausfallen dürfte und dann ..."

Frau Blessen kramte bereits in den Noten, sie wußte, daß Agathe nach diesem Trauer=präludium doch singen würde, ja daß sie sich schon zu Hause darauf vorbereitet habe. Und sie hatte sich nicht getäuscht.

Sie setzte sich an den Flügel, um zu be=gleiten, Siegfried wandte die Blätter um und

Agathe sang Lied um Lied. Für Sidoniens feines Künstlerohr war dieser eingelernte, der Stimme aufgedrungene Gesang eine Qual, aber sie fügte sich und blieb liebenswürdig gegen ihre Gäste, bis sie sich verabschiedeten und Siegfried ihnen das Geleite durch die duftige Sommernacht gab.

„Nun?" fragte sie dann, als sie mit ihrer mütterlichen Freundin allein war.

„Fräulein v. Malten ist liebenswürdiger geworden," sagte diese in ihrer milden Weise, „auch bescheidener, das wird wohl auch so ziemlich der einzige Segen dieser aufgelösten Verlobung sein."

„Bei einer Individualität wie der Agathes wäre das immerhin ein Gewinn. Aber leid thut sie mir doch, Doktor Köhler ist ein Charakter, vielleicht hätte er etwas aus ihr machen können."

„Ich kenne Fräulein v. Malten zu wenig," entgegnete die Baronin, „aber wahrscheinlicher ist es mir doch, daß er sich von der Unmöglichkeit dieser Aufgabe überzeugte."

Sidonie sagte nichts mehr; sie trat auf den Balkon hinaus und lauschte den sehnsüchtigen Tönen eines Cellos, welche melancholisch klagend durch die Nacht zogen.

„Sonderbar," dachte sie, nachdem sie die Baronin in ihr Zimmer begleitet hatte und in

ihr eigenes zurückgegangen war, „mein Nachbar da hinter den Bäumen ist kein Künstler — aber er spielt Weisen, die mich an meine Kindheit erinnern, an den Lago maggiore, die Isola bella — was weiß ich — und sie summte in ihrem Sinnen leise die Melodien nach, welche die Luft auf ihren Schwingen allabendlich durch das geöffnete Fenster trug.

— — — — — — — — — — —

Der folgende Tag war in der reizenden Villa der Frau Blessen ein Feiertag.

Ihr einziger Sohn hatte glücklich das Gymnasium absolviert und trat nun, wenigstens in seiner eigenen Meinung, als fertiger Mensch in die Welt.

Sidonie konnte sich der Thränen nicht enthalten. Sie hatte bei allem Stolz und aller Freude dennoch das leise Ahnen, als stelle nun auch das Leben Ansprüche an ihr Kind, das bis jetzt ihr ausschließliches Eigentum gewesen war. Sie streichelte des Sohnes Wangen, fuhr durch sein Haar und gab ihm alle die Kosenamen, wie sie sich der Mutterliebe auf die Lippen drängen.

Unten in der Veranda legte die Tante Baronin die letzte Hand an die kleine, geschmückte Tafel. Siegfried war ihr ans Herz gewachsen und sie war stolz, daß sich ihre Voraussetzungen erfüllten und der Sohn ihres Jugendgespielen

Blessen und ihrer Sidi — glänzend an diesem Ziele stand.

Sidonie hatte sich in ihrer opferfreudigen Mutterliebe selbst übertroffen. Die projektierte Reise, welche Papa Blessen zur Belohnung für beide, Mutter und Sohn, testamentarisch bestimmt hatte, überließ sie ihrem Sohne allein und erlaubte ihm, statt ihrer seinen Freund Ludwig als Reisegefährten einzuladen. Sie hatte mit feinem Verständnis zwischen seinen Brauen diesen Wunsch gelesen, und als sie ihm an diesem Morgen ihren Entschluß mitteilte, zu Hause bleiben zu wollen, um die Uebersiedelung nach Berlin für das nächste Semester vorzubereiten — ging es fast wie ein Schmerz durch ihre Seele, als sie das strahlende Glück gewahrte, welches über ihres Sohnes Züge ging. Er war so gerne — wenigstens seinen neckenden Kameraden gegenüber — selbständig, ihr guter Siegfried! Sie verstand ihn daher auch und die Freude über *seine* Freude gewann rasch wieder die Oberhand.

Der Nachmittag wurde zu einem Ausflug auf die Wartburg benutzt.

Die Sonne leuchtete vergoldend durch das vom Regen des vergangenen Tages erfrischte Laub, die Vögel sangen und die Käfer summten. Es war ein träumerischer Sommertag!

Im Schatten des Marienthales angekommen,

schlich Sidonie den anderen nach. Siegfried hatte der Tante Baronin den Arm gegeben und plauderte mit ihr von der Zeit, da er ein Knabe gewesen und der Vater mit Mama und ihm diese Wege gewandelt war. Er hatte ihnen von der Bedeutung der Wartburg gesprochen, von ihren Sagen und Märchen bis zu der Zeit, da Martin Luther sie durch seinen Aufenthalt mit unvergänglicher Glorie umgeben hatte.

Siegfried hing mit verehrender Liebe an seinem verstorbenen Vater, jedes Wort, das er mit ihm auf diesen Gängen gewechselt hatte, bewahrte er in pietätvollem Erinnern. Sidonie lauschte dem Gespräch und begleitete es mit ihren Gedanken. Diese glücklichen Jahre — Siegfried hatte recht — waren niemals von einem Sturme der Welt berührt gewesen — wie ein einziger lichter Sommertag lagen sie vor ihrem Gedenken.

Und doch — sie seufzte!

„Weißt du noch, Mütterchen,“ sagte Siegfried, sich nach ihr umwendend, „als wir das letzte Mal mit dem Vater hier hinaufgingen? Es war an deinem sechsundzwanzigsten Geburtstage — hörst du nicht, Mama?“

„Ja, ich höre, mein Junge, es war an meinem sechsundzwanzigsten Geburtstage —“

„Ja, da sagte Papa, daß er der glücklichste

aller Menschen sein würde, wenn er noch einmal jung sein dürfe, wie du —"

„Ach ja — wie ich — ich hätte ihm so gerne von meinen Jahren abgegeben —"

„Und oben auf der Wartburg," fuhr Siegfried fort, „angesichts des Sonnenunterganges, da schlang er die Arme um uns beide — und küßte uns."

„Ja, er küßte uns."

Die Baronin ließ den Arm Siegfrieds einen Augenblick los und wischte sich die Thränen aus den Augen.

Sidonie, die auf einen Abhang geklettert war und Blumen pflückte, sprang herunter und dachte wie geistesabwesend: „Sonderbar, mir ist es, als habe ich diesen Menschen dort oben schon einmal im Leben gesehen." Sie besann sich — schüttelte den Kopf und sann wieder — „vielleicht im Traume."

„Wir wollen diese Blumen heute abend auf deines Vaters Grab legen, mein Junge," sagte sie dann aus tiefen Gedanken heraus, „du weißt, er liebte die Waldblumen über alles."

„Ja, Mütterchen, das wollen wir — und nun sieh, da ist die Wartburg!"

„Sind wir schon oben?" fragte Sidonie erstaunt. Ihr war die Zeit nie so rasch vergangen.

Sonderbar, der Herr, der vorher an ihr

vorübergeschritten war und sie in so auffallender Weise betrachtete, hatte sie an ihren eigenen Vater erinnert und beinahe den Gedanken an den Siegfrieds in den Hintergrund gedrängt.

„Wie das komisch ist," sagte sie, den Arm auf ihres Sohnes Schulter gestützt und über den Thüringer Wald hinab ins Thal blickend, „es drängen sich uns oft Dinge auf, die uns, wenigstens im Augenblicke, ferne liegen. So mußte ich, als du vorher von deinem Vater sprachst, an den meinigen denken. Wissen Sie, liebe Baronin, wohin uns unser letzter Spaziergang mit ihm führte?"

„Nun? Ich bin begierig. Dein Vater, Sidi, hatte ein fesselndes Verständnis für die Natur — ja ein künstlerisches, welches geradezu Unglaubliches aus ihr herauszulesen verstand."

„Ja — so war es," sagte Sidonie zerstreut; „Sie wissen, wir wohnten damals in der Mark — in einem Dorfe, wohin ihn Gott weiß welches Interesse geführt hatte. Meine Mutter und ich waren noch voll von Venedig und Rom und konnten dieser Sandwüste keinen Geschmack abgewinnen. Da führte er uns eines Tages — um uns zu beweisen, wie für das verständnisvolle Auge alles schön sei — auf eine Anhöhe, nicht viel höher als ein Maulwurfshügel, stellte sich zwischen uns und beschrieb nun, einem Seher gleich, in seiner überlegenen, unwider-

stehlichen Art die Dinge, die uns umgaben: das Dorf mit der kleinen, maurischen Kirche, die wie verirrt einst hier eine Heimat fand, das weite Thal, zuweilen sanft gehügelt, mit Distelsträuchern und Farnkräutern — die leise vom Winde gehoben, sich traurig gegeneinander neigten; dann wieder ganz flache, öde, einsame Felder, die uns zu fesseln begannen durch das, was mein Vater in sie hineinlegte. Die hohen Schornsteine der Fabriken am fernen Horizonte waren Leuchttürme in dem Sandmeere der Ebene."

Sidonie hatte wie im Traume gesprochen, mit jenem vagen Blick, der in Bildern irrt, die keine Gemeinschaft mit der Umgebung haben.

Erst als Siegfried ihren Arm berührte, sagte sie, wie aus einem Rausche erwachend: „Das war unser letzter Spaziergang, mein Sohn, wenige Tage nachher starb meine Mutter an einem Fieber, welches sie aus Italien mitgebracht hatte — und mein Vater — ich glaube, er konnte nicht ohne sie leben, — siechte und fiebernd folgte er ihr, drei Wochen später, nach."

„Ja, das war eine traurige Zeit," sagte die Baronin leise; „und ein ewiger Jammer für die Kunst, denn die große Jupitergruppe, die dein Vater begonnen hatte und die er in jenem stillen Thale der Mark vollenden wollte —

wurde voraussichtlich an einen Stümper verhandelt — denn man hat nie mehr von ihr gehört. Wie viele großartigen Pläne wohl mit ihm gestorben sein mögen!“

„Damals kamen Sie als guter Engel, Baronin, und nahmen sich des ungefügigen Kindes an.“

„Stille, Mütterchen, keine sentimentalen Erinnerungen,“ unterbrach sie Siegfried fürsorglich, „du fandest ja auch bald meinen Vater, der dir die Erde zu einem Paradiese schuf.“

„Und meinen Jungen, meine ganze Welt,“ fügte Sidonie hinzu, ihren Kopf an seinen Arm schmiegend. „Kommt, wir wollen hier oben auf der Wartburg, angesichts der sich neigenden Sonne, dem Himmel näher und der Erde entrückt, ein Glas deutschen Rheinweines auf das Wohl des Jungen trinken, dessen Glück für alle Zeiten auch das meine ist.“

— — — — — — — — — — —

Am anderen Abende reiste die Baronin nach Berlin zurück. Sidonie wollte ihr einige Wochen später folgen, damit Siegfried, von seiner Reise nach dem Süden zurückgekehrt, gleich die altgewohnte Behaglichkeit in der neuen Wohnung finden möchte. Als er nach drei Tagen abreiste, blieb Sidonie verstimmt zurück. Sie konnte sich nicht sogleich darein finden, daß

Siegfried am letzten Abende einer Einladung zu Maltens gefolgt war — und zwar ohne sie. Der Grund, daß es nur ein paar junge Leute gewesen, die zu einem Lawn-Tennis-Spiel im Garten und später zu einer Bowle gebeten waren, genügte ihr nicht. Maltens mußten wissen, daß es die erste, die allererste Trennung von ihrem Sohne sei — wenn sie auch keine Ahnung davon hatten, wie schwer ihr dieselbe wurde. Am meisten befremdete es sie aber, daß Siegfried, dem Agathe Malten immer eine Zielscheibe seiner Pennälerwitze gewesen war — so ganz selbstverständlich dieser Einladung folgte.

Als er indessen — es war schon beinahe Mitternacht — nach Hause gekommen war, hatte er sich so ehrlich gefreut, seine Mutter noch am Flügel zu finden, daß sie für den Augenblick wenigstens alles vergaß, sich erzählen ließ und nochmals den Abend mit ihm durchlebte. Nur nach seiner Abreise, in die Trostlosigkeit der leeren Räume zurückgekehrt, grübelte sie darüber und fühlte sich verstimmt.

— — — — — — — — — — —

Als sich Sidonie am anderen Morgen erhob, war der Himmel grau und ein feiner Regen rieselte sanft durch das Laub der Bäume. Ihr erster Gedanke war Siegfried, wo er wohl sein mochte, wie es ihm erginge und ob er sie

vermißte. Voraussichtlich war er am Rhein, oder sollte er des Wetters wegen in Frankfurt geblieben sein? Sie fing an, die langen, einsamen Tage zu zählen bis zu seiner Wiederkehr. Eine Trennung von ihm glich einer Tortur und sie quälte sich mit allen möglichen Unfällen, die ihm auf der Reise zustoßen könnten.

Erst nachdem sie einen ausführlichen Brief an ihn geschrieben, in welchem sie alle fürsorglichen Lehren niedergelegt, die sie ihm mündlich bereits gegeben hatte, wurde sie ruhiger und begann ihre Toilette.

„Befehlen gnädige Frau das weiße Kleid?" fragte ihr Mädchen, nachdem Sidonie den Frisiermantel abgeworfen und ein paar kühne Griffe in ihr Wellenhaar gethan hatte, — eine systematische Regelmäßigkeit paßte nun einmal nicht zu ihrem Gesicht.

„Ja, das weiße, es ist in den Zimmern unerträglich heiß."

„Aber wenn gnädige Frau ausgehen, es regnet."

„Dann warte ich, bis wieder die Sonne scheint."

In ihrem kleinen Wohnzimmer angekommen, kauerte sie sich in einen behaglichen Sessel und begann zu lesen, so wie sie es fast immer gethan hatte, bevor Siegfried aus dem Gym-

nasium nach Hause kam. Aber dann fiel ihr plötzlich ein, daß ja jetzt Ferien seien und wie lustig und gemütlich sie die immer zusammen verlebt hatten. Heute eine Fahrt durch das Marienthal, morgen ins Gebirge hinein, wenn es recht heiß war — oben auf der Wartburg diniert — Wiesensträuße von allen möglichen Blumen gepflückt, deren lateinische Namen ihr Siegfried nannte, indem er dabei lachend behauptete, daß sie dieselben bis morgen wieder vergessen habe.

„Ja, Siegfried hatte recht — das Buch war ihr längst in den Schoß gesunken — das systematische Lernen langweilte sie — und hatte sie immer gelangweilt. Wozu auch alle diese Namen in lateinischer Sprache? O, sie kannte sie trotzdem alle, diese Waldreben, Tausendschönchen, Königskerzen, Schlüsselblumen und noch viele andere, die sie selbst getauft hatte — manchmal mit ganz gescheiten Namen, wie ihr verstorbener Mann gemeint. Gott sei Dank, diesen pedantischen Zug, alles genau nach Vorschrift zu thun, wie es unsere Vorfahren auferlegt, den hatte Siegfried doch nicht von seinem Vater geerbt — etwas angelernt freilich — der arme Junge, er hatte ja auch niemanden kennen gelernt, den er so verehren konnte wie ihn. Hatte sie selbst nicht auch ihren Vater verehrt und leidenschaftlich geliebt, — obgleich er ganz anders

gewesen und Blessen immer von ihm behauptete, er habe schlecht für seine Familie gesorgt?

Ja freilich — seufzte sie weiter — Vermögen hat er mir nicht hinterlassen, aber dafür eine Welt von Erinnerungen — wie waren wir oft so unaussprechlich glücklich! ...

„Ein fremder Herr wünscht die gnädige Frau zu sprechen," meldete der Diener.

„Hat er seine Karte nicht abgegeben?"

„Nein, der Herr sagte, daß er ein alter Bekannter der gnädigen Frau sei."

Sie neigte den Kopf — „ich lasse bitten."

Ein alter Bekannter? — Sie hatte keine alten Bekannten — keine Freunde — wer konnte — —?

Ein magerer, mittelgroßer Herr, mit dem Cylinder in der Hand, trat in die Thüre.

Er verbeugte sich kühl.

War das — nicht — derselbe Herr, den sie im Marienthal —? Nein — sie kannte ihn nicht — wer sollte das sein?

Jetzt lächelte der Herr.

„Sidonia Bratelli — nicht Sidi, bei Strafe verboten," sagte er, mit einem ironischen Zuge im Gesicht, die junge Frau, die ihm gegenüberstand, prüfend.

„Das wäre möglich — möglich," rief Sidonie, die Hände ineinander schlagend, „Günther,

der Esel, der mich so unzähligemal gepeinigt hat?“

„Ja, Günther, der Esel, und Ihres Vaters alter Schüler, gnädige Frau, im Augenblicke Günther Carpellen, internationaler Kunstmaler in Europa. — Und Sie?“

„Ich? Du großer Gott, was weiß ich? Einst Sidonie Bratelli, ein ungezogenes, übermütiges Mädchen, welches einem drei Jahre älteren Knaben, oder besser gesagt Künstler, nicht erlauben wollte, sie schlechtweg Sidi zu nennen. Und heute? Nun, was bin ich heute — ich weiß es nicht.“

„Eine glückliche, vornehme, beneidenswerte Frau,“ kam er ihr, sich verneigend, zu Hilfe, „die schönste Metamorphose eines mageren Backfisches, die ein wandernder Künstler unterthänig ersucht, während seines flüchtigen Aufenthaltes am Fuße der Wartburg, mit sich plaudern zu lassen.“

„Ja, das bin ich — und auch die glückliche Mutter eines einzigen Sohnes — Günther, von dem sie sich zum erstenmal trennte, und die sich dem wandernden Künstler zu Dank verpflichtet fühlt, wenn er ihr über diese Zeit hinüberhilft. Aber sagten Sie nicht, daß Sie Maler seien, wie geht das zu?“

„Sehr einfach,“ antwortete er, sich in einen Sessel, Sidonie gegenüber, niederlassend; „als

mich Ihr Vater in Rom zurückließ, in der Meinung, daß ich bei Römer fleißig arbeiten würde, entdeckte ich, daß es mit der Bildhauerei nichts sei, und als ich dann schon nach wenigen Monaten von dem Tode Ihres Vaters hörte, — sattelte ich um und wurde Maler. Ich habe es nicht bereut.

„Aber Sie, Sidonie, um Gottes willen, wo waren Sie inzwischen; ich habe Sie, wie einen verlorenen Edelstein, auf der ganzen Erde gesucht — Sie waren doch nicht alle diese Jahre — — hier?"

„Gesucht? Mich? Wo haben Sie mich gesucht, Günther?"

„Esel, wenn ich bitten darf. Ich habe Sie gesucht überall, wo von einem musikalischen Phänomen die Rede war, in den Konzertsälen aller bedeutenden Städte — in den Zeitungen — was weiß ich."

„In den Konzertsälen — mich?" sagte Sidonie seufzend, „das war zu weit gegriffen, viel zu weit."

„Aber was haben Sie denn in aller Teufel Namen mit Ihrem kolossalen Talente angefangen?" fuhr es über die Lippen des Künstlers, Gott wird Sie ja darüber eines Tages zur Rechenschaft ziehen."

„Was ich damit angefangen habe? Ich habe — ja, ich habe — was habe ich denn?"

„Sie haben sich, wie man mir dort in der Pension erzählte, als Kind verheiratet, sind eine reiche, vornehme Frau geworden und ...“

„Und — und bin glücklich,“ ergänzte sie; „so sagen die Leute — ja.“

Sidonie hatte das Gesicht gesenkt, die Hände über die Kniee gefaltet und starrte zu Boden.

Günther ließ seine Augen über ihre Züge und ihre Gestalt gleiten. Er verglich sie in Gedanken mit dem aufgeschossenen Mädchen von ehedem, dessen ausdrucksvolles Gesicht immer so ganz anders gewesen war, als das anderer Leute. Schöner und häßlicher — beides. Jetzt in diesem Augenblicke war sie schön, in auffallender Weise schön. Warum sie es war, das begriff er selbst nicht. Das wellige, üppige Haar freilich war es immer gewesen, auch die Brauen und Wimpern, die eben alles beschatteten, was ihre Augen sonst auszuströmen vermochten. Nur Nase und Mund, die früher in dem mageren Gesicht zu groß gewesen waren, hatten sich dem volleren Oval angepaßt und störten nicht mehr.

„Sie sind viel hübscher geworden, Sidonie,“ sagte er in seiner impressionistischen Art, auszusprechen, was ihm einfiel.

„Dann muß ich früher recht häßlich gewesen sein,“ gab sie gleichgültig, ohne die Augen aufzuschlagen, zurück.

Günther antwortete nicht, seine Augen glitten über den ausgesuchten Luxus des Zimmers und blieben dann an ihren schlanken Händen haften, die sie noch immer gekreuzt über ihren Knieen hielt.

„An was denken Sie?“ fragte er dann.

Sidonie reckte sich und schlug ihre Augen auf.

„An was ich denke? An unsere zusammen verlebte Zeit in Rom, Günther — wie wir glücklich waren und sorglos. Und wie dann alles auf einmal so ganz anders wurde.

„Sechs Monate später stand ich, in wirbelndem Schnee, auf dem Friedhofe eines kleinen Nestes in der Mark und warf mich in ungestümem Schmerz auf die beiden kahlen Hügel nieder, die all das stille Glück mit sich hinab genommen hatten. Zu Hause befanden sich inzwischen ein paar ehrbare Anverwandte meines Vaters und schimpften auf ihn, auf seine sorglose Lebensauffassung — seinen Leichtsinn, und berieten, wo man mich unterbringen sollte. Später erfuhr ich, irgendwohin als Stütze.“

Günther hatte sich erhoben und ging mit mächtigen Schritten im Zimmer hin und her.

„Zum Donnerwetter auch,“ knirschte er in zurückgehaltener Wut, „dachten denn diese Philister gar nicht an Ihr Talent?“

„An mein Talent? Sie kannten den Begriff des Wortes nicht einmal, Günther, sicher nicht

in dem Sinne, wie wir. Aber zum Glück kam Papas Verehrerin und Freundin, die Baronin Schachen und nahm mich mit."

„Und Ihr Talent, Ihr Talent, Sidonie, was wurde aus Ihrem Talent?"

„Die Baronin ließ mich ausbilden — drei Jahre lang — gründlich. Aber du lieber Gott, ich war so faul, so grenzenlos faul — und so müde. Sechs Stunden täglich üben — nur üben — ich bitte Sie!"

„Das ist ein Unsinn," schrie Günther in sie hinein — „Ihnen — Ihnen diese verfluchten Anforderungen an die Technik! Freilich, das muß alles nach einer Schablone gehen — ob dabei die Individualität, jede künstlerische Eigenart zerstört wird, das bleibt sich ja gleich."

„Nicht wahr? O, Sie verstehen mich, Günther, Sie haben mich immer verstanden."

„Ja, das weiß Gott, auch damals, als Sie mich einen Lehrjungen schimpften und ich Ihnen die Zunge herausstreckte — ich glaube, es war in der Campagna." —

„Ja, Sie wollten wieder einmal meine lange Nase in den Sand zeichnen — —"

„Weil Sie niemals parieren wollten beim Ballschlagen."

„Und Sie zu große Anforderung an meine Kräfte stellten."

„Ja, gezankt haben wir uns ehrlich, das

weiß Gott, aber vergessen konnte ich Sie doch nicht, Sidonie, niemals."

„Eben deshalb, weil wir uns so ehrlich zankten," sagte sie.

„Ich freute mich wie ein Schneekönig," fuhr er fort, „als ich mich, nachdem ich Ihnen im Marienthal begegnet war, in der Pension nach Ihnen erkundigte und erfuhr, daß Sie die Tochter eines berühmten Bildhauers seien."

„Hatten Sie mich nicht erkannt?"

„Nein, aber aufgefallen waren Sie mir — und dann, als man mir das sagte, da wußte ich, wer Sie waren. Nun, ich gratuliere Ihnen, gnädige Frau, — oder auch nicht, daß Herr Hofrat Blessen Sie von dieser Uebetortur erlöste. Ich nehme an, daß er es that."

„Ja, — ja — er that es. Ich sollte eines Abends Rossinis Stabat mater spielen — wie ich später erfuhr, ein Lieblingsstück des Hofrats — es war Gesellschaft da — und ich — ich wollte nicht."

„Sie wollten nicht?"

„Nein, ich wollte nicht, weil ich nicht konnte. Ich konnte unmöglich vor diesem dicken, materiellen Ehepaare, das nicht das Geringste von Musik verstand und stets dazwischen flüsterte und aß, Stabat mater spielen — und ich wollte es auch nicht."

„Bravo, Sidonie, das war wenigstens noch

ein Zug Ihres alten Ichs. Und — deshalb — deshalb heiratete Sie der Hofrat?"

„Wenigstens kam er hinter mir her, als ich das Zimmer verließ — und ich sagte ihm — er verstand wirklich etwas von Musik — meine Gründe."

„Ja, deutsch konnten Sie immer sprechen, wenn Sie im Aerger waren."

„Aber das Heftigsein habe ich verlernt, Günther," sagte sie naiv traurig, „denn seitdem ich Blessens Gattin wurde, hat mich nichts mehr geärgert."

„Sie Glückliche!" seufzte er und reichte ihr die Hand zum Abschied.

„Wollen Sie schon gehen?"

„Ja, aber wiederkommen, wenn ich darf."

„Wann wollen Sie wiederkommen? Morgen?"

„Ja, morgen gegen Abend, dann spielen Sie mir etwas —"

„Ja, das will ich, das will ich."

„Also auf Wiedersehen, gnädige Frau."

„Auf Wiedersehen."

— — — — — — — — — — —

Günther — wie merkwürdig — und kein Traum, dachte Sidonie, als er gegangen war und sie starr auf derselben Stelle blieb, wo er sich von ihr verabschiedet hatte. Sidonie Bratelli — wie dumm und kindisch ich damals war —

o Gott, ich hatte diese Zeit meines Lebens beinahe vergessen. — — —

Sidonie lebte den ganzen Tag wie in einem Traume, sie wunderte sich, als es schon Abend wurde, und konnte es nicht fassen, wohin die Stunden verflogen waren. Es war doch eine ganz andere Tonart gewesen, in welcher sich ihr Leben im Elternhause abgespielt hatte — so bewegt und mannigfaltig — ihr guter Mann freilich hatte es ein Vagabundenleben genannt, als sie ihm in der ersten Zeit ihrer Vermählung davon sprach — sie wußte noch ganz genau, wie weh es ihr that — und wie sie dann alle Erinnerungen einsargte und stille blieb. In gewissem Sinne hatte er ja recht gehabt — aber dennoch — es war so schön gewesen!

Und wieder versenkten sich ihre Gedanken in diese goldenen, ungebundenen Stunden freien Wanderlebens. Und dann dachte sie an Günther, sie hatte in der Freude des Wiedersehens gar nicht nach seinem eigenen Leben gefragt. Voraussichtlich war es eine Fortsetzung jener unsteten Zeit von damals. Sein Gesicht sah müde aus. Ob er gelitten hatte — gedarbt?

Und sie blickte unwillkürlich auf ihr eigenes frisches, junges Spiegelbild, in welches die Jahre noch keine einzige Furche gezogen.

Ja — gewiß — sie war glücklich — es

fehlte ihr nichts — selbst der Tod ihres Mannes hatte nichts Zerstörendes zurückgelassen. —

Jene Nacht freilich, als er mit einem so guten, vielsagenden, schmerzvollen Blick ihre und Siegfrieds Hände ineinander gelegt hatte und dann mit immer stillerem Atem sanft verschied — als wolle er ihr selbst diese herbe, unvermeidliche Stunde mildern — diese Nacht freilich, die hatte Schatten über ihr Leben geworfen. Schon um Siegfrieds willen — er hatte so gelitten! Aber desto inniger war sie mit ihm verbunden und lebte nur für ihn — wie ihr guter Mann es gewünscht hatte. Und dann war Jahr um Jahr vorübergeschlichen, spur- und schmerzlos — glatt und geebnet. —

Als sie abends im Bette lag, vernahm sie wieder jene fernen Cellotöne — und jetzt wußte sie, daß es Günther war, der spielte, und daß es eine italienische Weise sei, die in Neapel die Schiffer sangen und in Rom die Knaben summten, wenn sie auf den Kirchentreppen lungerten. —

Am anderen Morgen beim Frühstück fand sie den ersten Brief Siegfrieds. Mit strahlenden Augen griff sie danach und vertiefte sich in die lieben, lieben Züge! Wie er glücklich und herzlich schrieb, als ob er neben ihr sitze und sie seiner Stimme lausche. Sie lächelte selig vor sich hin. Wie würde er sich freuen, wenn auch

sie ihm erzählen konnte von Günther — ihrem lieben Jugendgespielen — von — —

Merkwürdig, sie hatte eigentlich bis jetzt Günther niemals erwähnt — ja — sie hatte ihn beinahe vergessen. Und nun, da er wieder da war, kam es ihr doch vor, als läge in der fernen Zeit, die sie mit ihm verbracht, ihr eigentliches Leben ...

Sie hatte das Abendbrot im Garten befohlen, dort wartete sie auf Günther am Gitterthore.

„Freuen Sie sich, daß wir uns wiedergefunden haben, Sidonie?“ fragte er, ihr gegenüber in dem kleinen Tempel Platz nehmend und herzinnig in ihr leuchtendes Gesicht blickend.

„Und ob ich mich freue,“ gab sie warm zurück und versenkte die Augen in sein Gesicht.

Er schaute sie an, als könne er sich nicht satt an ihr sehen, so hübsch erschien sie ihm zwischen dem wilden Wein, der das Dach des Tempels umrankte.

Während des Essens sprachen sie beide nichts — nur ihre Augen strahlten ineinander und zuweilen streckte er ihr, als Ausdruck der Freude, die Hand entgegen, in welche sie dann jedesmal die ihre vergrub.

Als sie geendet hatten, reichte er ihr den Arm und führte sie durch die Blumenwege des

Gartens. Seitwärts leitete durch Boskette ein Pfad auf eine von Buchen beschattete Anhöhe. Sie blieb ganz versteckt und man gewahrte sie erst, wenn sich am Fuße die Büsche teilten und man vor der Bank stand, die sich an einen der Baumstämme lehnte. Man hatte von hier den Ausblick auf zackige, geborstene Felswände und sah im Hintergrunde — jetzt im blassen Dämmerlicht — das Profil der Wartburg.

„Donnerwetter, wie ist es hier schön," fuhr es gedankenlos über die Lippen Günthers, während er Sidoniens Arm freigab und sich auf der Bank niederließ.

„Das ist Sidoniens Heimat," sagte sie voll Stolz, ihm diese Ueberraschung bereitet zu haben.

„Sidoniens Heimat?"

„Warum nicht?" gab sie seufzend zurück, „ich hatte mir im ersten Jahre meiner Ehe diesen Platz ausgedacht — Blessen wollte ihn ‚Sidoniens Ruhe' taufen — aber Ruhe, mein Gott, die war ja überall."

„Und hier oben," fügte Günther hinzu, „wollten Sie ungestört an Ihre Heimat denken — war es nicht so?"

Sidonie antwortete nicht, sie hatte ja eigentlich nie eine Heimat besessen, aber dieser ungestörte Platz — dieser weltverlorene — sollte die Heimat ihrer Gedanken sein.

Günther betrachtete sie. Ihr Profil zeichnete sich scharf in dem grauen Dämmern der Nacht — er las beinahe alles in diesen Linien, was sie dachte, aber er sagte nichts.

„Sie haben mir noch gar nichts aus Ihrem Leben erzählt, Günther," unterbrach sie plötzlich das Schweigen.

„Aus meinem Leben? Es ist nicht so glücklich gewesen wie das Ihrige, Sidonie — aber wer weiß, voraussichtlich hätte mich ein solches auch nicht glücklich gemacht."

„Kommen Sie, ich werde Ihnen etwas vorspielen," sagte Sidonie rasch, „vielleicht verstehen Sie dann besser, daß das Greifbare unseres Erlebten nicht alles ist, was wir erleben."

„Und sie gingen, in Gedanken versunken, durch den Garten ins Haus.

Oben, im Salon angekommen, ließ sich Günther in einen Sessel neben der Veranda nieder. Draußen über den Wipfeln der Bäume lag stiller Friede und hinter der grauen Steinwand erhob sich leise und sehnsüchtig der Mond.

„Wie still und schön es hier ist — wie traumhaft schön!" und während er mit der Hand durch sein Haar fuhr, dachte er an Sidonie und seltsamerweise auch an das, was das Glück in ihr vergraben und verschüttet hatte.

Weiche, hingehauchte Präludien vom Flügel her begleiteten seine Gedanken, weiche, sehnsüchtige, auf Engelschwingen getragene Töne — — sie wurden stärker, immer stärker und kraftvoller, sie ergossen sich in Harmonien, wie er ähnliche niemals vernommen hatte. Bald waren es Motive aus „Tristan und Isolde", die sie heiß und leidenschaftlich verwertete, bald donnernde Accorde der „Walküre", wie sie Wagner gedacht und für den Flügel verkörpert haben würde.

Günther hatte sich erhoben und stand neben ihrem Stuhle, — ihre zarten, schlanken Finger flogen über die Tasten.

Wie war das möglich, wer hatte sie das gelehrt? Das waren ja Dinge, die sie im Leben niemals berührt hatten — Glut — Leidenschaft — Haß — Elend ...

Der letzte Accord war verhallt — Sidonie erhob sich langsam, sie atmete schwer. Günther ergriff ihre Hände.

„So — gerade so habe ich mir einst gedacht, daß Sie spielen müßten, Sidonie — dichten, aus Ihrer Seele heraus — Gott sei Dank — ich hatte also dennoch nicht zu hoch gegriffen!" —

Sidoniens Augen feuchteten sich — aber sie schluckte energisch die Thränen hinunter, die aufsteigen wollten.

Das war der glücklichste Augenblick ihres Lebens!!

Günther trat auf den Balkon und starrte in die mondhelle Nacht — die versilberten Steinwände reckten sich starr und einsam im lichten Aether und in den Wipfeln der Buchen regte sich vernehmlich das Weben der Sommernacht.

„Wie herrlich!“ hauchte er.

„Was denken Sie, Günther?“ fragte Sidonie, nachdem sie eine Weile neben ihm gestanden, während er immer noch sprachlos in die Nacht starrte.

„Daß ich der glücklichste Mensch sein müßte, wenn ich allabendlich, nach des Tages unseligen Qualen und Zweifeln, wie sie ein Künstlerleben mit sich bringt — Ihrem Spiele lauschen dürfte, Sidonie — — — Ah bah!“ unterbrach er sich dann selbst, den Kopf zurückwerfend, „das sind ja doch nur sentimentale Flirren, wie sie uns zuweilen in stillen Nächten — wenn der Mond scheint und die Nachtigall schluchzt, beschleichen, — aber ich darf doch nun wenigstens denken, daß Sie glückliche Stunden haben.“

„Glückliche Stunden —“ seufzte sie träumerisch, „ja, die habe ich — ich habe sie aber nur durch meinen Sohn, Günther.“

„Und in der Zukunft? Was haben Sie für Pläne, jetzt, wo Ihr Sohn in die Welt tritt?“

„Mit ihm zu leben, unzertrennlich zu leben," gab sie rasch zurück.

„Nein — das wäre nicht gut, Sidonie, das dürfen Sie nicht — die Mutter muß den Sohn freigeben — es ist das ein altes, herzzerbrechendes Gesetz des Lebens."

„Mein armer Siegfried — o, Sie wissen nicht, Günther, wie sehr auch er seine Mutter liebt!"

„O gewiß — er liebt Sie — vielleicht mehr als alles auf der Welt — aber deshalb lassen Sie nicht eine Stunde kommen, wo er diese Liebe als Bürde empfinden müßte! Es ist Gesetz des Lebens, ich wiederhole es, Sidonie, und so wird auch Ihr Sohn sein eigenes Leben leben — und dann — dann werden Sie ihn vielleicht erst recht lieben, um des Opfers willen, das Sie ihm gebracht haben."

Sidonie senkte das Gesicht.

„Sie meinen, wenn die Liebe kommt — wenn —" hauchte sie leise — „o dann werde ich erst recht glücklich sein."

Günther reckte sich und nickte still vor sich hin, als sähe er Dinge da aufsteigen, von denen sie noch keine Ahnung habe — Dinge, die er ihr nicht abnehmen konnte.

„Soll ich Ihnen morgen wieder etwas vorspielen, Günther?" fragte sie leise.

„Ja, morgen — morgen und dann — wer weiß ob dann je wieder?“

Er war blaß geworden, während er das sprach — auch Sidonie griff unwillkürlich nach dem Herzen.

„Sie wollen doch — nicht — schon fort?“

„Ich muß — ich muß, Sidonie.“

„Ich wurde jahrelang ohne Glück und ohne Erfolg in der Welt herumgezerrt,“ fuhr er dann heftig bewegt fort, „bis mich im vorigen Jahre ein Auftrag, ein sehr ehrenvoller, mit dessen Resultaten sich meine Zukunft begründen dürfte, nach Petersburg rief. Es handelte sich um die Fresken eines Kunsttempels.

„Dort angekommen, begab ich mich mit einer Freudigkeit an die Arbeit, wie noch nie zuvor. Alles war günstig, selbst mein Atelier und die Wohnung, die ich inne hatte. Und da — —“

„Nun, und da?“ fragte Sydonie, als Günther plötzlich schwieg — und eine dunkle Wolke sich über sein Gesicht legte.

„Nun ja, ich mußte plötzlich abreisen, mitten in der Arbeit.“

„Sie mußten abreisen?“

„Weil — weil meine Frau im Sterben lag“ — stieß er gequält hervor.

„Sind Sie — verheiratet?“

„Ich war es. Meine Frau ist tot.“

Sidonie näherte sich ihm.

„Versuchen Sie nicht, mich zu trösten, Sidonie — sie ist tot — und ihr ist wohl.“

„Aber Sie, Günther? Sie?“

„Ich? Ich gehe nun zurück nach Petersburg — ich muß.“

„Sie leiden, Günther — Sie haben Ihre Frau geliebt?“

„Nein. Ich habe sie geheiratet, weil mir das bindende Wort in einer Stunde des Affektes entschlüpfte — sie hatte — was weiß ich ...“

„Was hatte sie, Günther?“

„Etwas, das mich an Sie erinnerte, Sidonie, wenn Sie es denn wissen wollen — ich glaube, es lag im Tone der Stimme — aber es war doch nur eine Täuschung gewesen.“

Sidonie lehnte an der Balustrade des Balkones, das Mondlicht fiel seitlich über ihr Gesicht — sie war blaß geworden und ihre Lippen bebten.

Wie ein Rausch kam es über sie. — O Gott — und nun? — Wenn damals ...?

„Gute Nacht, Sidonie, vergessen Sie, was ich sagte,“ tönte seine Stimme rauh wie Erz in ihr Empfinden hinein. „Was liegt auch weiter daran — aber schade — schade bleibt es doch — wir hätten beide das Zeug dazu gehabt. — Gute Nacht!“

„Günther — Sie kommen doch wieder?“

„Ja — morgen — und dann fort nach Petersburg."

Er ging zur Thüre ohne sie anzusehen, ohne ihr die Hand zu reichen.

Sidonie hörte seinen Tritt — erst auf der Treppe, dann im Garten. —

Die Nacht war still. Aber sie konnte nicht schlafen — sie dämmerte nur in einem Sinnesrausche, der sie beseligte. — Als sie sich am anderen Morgen erhob, kam ein Glücksempfinden über sie, wie sie es noch nie im Leben gekannt hatte. Wo es herkam, was es war — sie begriff es nicht. Sie erwog jedes Wort, das Günther gesprochen hatte, jeden Ausdruck seiner Züge — es kümmerte sie nicht einmal, daß sie scheiden sollten, denn er ließ ihr etwas zurück, etwas Unnennbares, Ewiges — wonach sie gedarbt hatte in Reichtum und Fülle — etwas, was — nein — was sie niemals besessen hatte! — Sie verlebte den ganzen Tag im Garten, zwischen ihren Blumen, dachte an die Bedeutung jeder einzelnen, und pflückte sie zum Strauße. Nachmittags machte sie besondere Toilette — sie zog ein rosa Batistkleid an mit Spitzenfalben, die malerisch über Hals und Arme fielen — eigentlich eine Gesellschaftsrobe — und befestigte die schönste Rose des Gartens in ihr Haar.

So traf sie Günther, als er ihn gegen

Abend betrat. Er blieb unwillkürlich stehen, als müsse er das Bild, das zauberische, dort zwischen den Bosketten festhalten zu ewigem Gedenken.

„Erwarten Sie Gesellschaft?“ fragte er dann beinahe tonlos, als er nun auch den Rosenstrauß bemerkte, den sie am Busen trug.

„Gesellschaft? Nein! Ich erwartete Sie, Günther.“

„Mich?“

„Ja, Sie — und — da habe ich mich für Sie geschmückt. Sie liebten ja immer die Rosen — so ganz besonders.“

„Sidonie — Sidi — o Gott, haben Sie denn nicht daran gedacht, daß wir scheiden müssen — schon heute? — Oder — — —“

Sie gab keine Antwort — sie neigte das Gesicht.

Er blickte auf sie nieder, wie sie da vor ihm stand, unbewußt alles dessen, was kommen mußte — und er empfand das tiefste Mitleid mit ihr.

Das also war das hochgepriesene Glück gewesen, das die Welt hinausposaunt, — daß man sie in Reichtum und Wohlleben vergraben hatte, — Keime, goldene Keime in ihr erstickt und andere hineingesenkt, die nun doch nicht mehr ausgerottet werden konnten — und die so weit — weit ab von seinem eigenen Wege

lagen. Er warf energisch den Kopf zurück und reichte ihr den Arm.

„Kommen Sie, Sidonie,“ sagte er, „Sie haben recht, wir wollen heute abend glücklich sein, — die Vergangenheit vergessen und den Schleier ungelüftet lassen, der die Zukunft verhüllt.“

„Wir speisen oben in der Veranda, Günther,“ sagte sie schüchtern, „neben meinem Musikzimmer — ich habe mir ausgedacht, Ihnen zum Nachtisch Phantasien über die Beethovensche Mondscheinsonate zu spielen — so wie Sie hat mir noch nie jemand zugehört.“

„Und Ihr Mann? Sie sagten doch, er habe Musik verstanden?“

„O ja, sehr gut — aber nicht die meinige. Für ihn gab es nur die klassische Musik alter Meister — da durfte keine Note fehlen. Ich mußte üben bis zur Verzweiflung.“

„Aber sagten Sie mir nicht,“ fragte Günther, stehen bleibend und wieder in das gesenkte Gesicht der Frau sehend, die an seinem Arme hing, „daß Blessen Ihnen nie einen Kummer bereitet habe?“

„Das hat er auch nicht, gewiß niemals.“

„Und Sie, hatten Sie nicht zuweilen andere Bedürfnisse — zu reisen, Künstler zu hören, — die Welt zu sehen?“ —

„O freilich, freilich hatte ich das, aber mein

guter Mann meinte, das sei nicht ratsam für mein Temperament — und noch weniger für ihn — und unser Kind — aber dagegen erfüllte er mir jeden Wunsch im Hause."

Als sie in der Veranda angekommen waren, fuhr Sidonie harmlos fort: „Wissen Sie, lieber Günther, anfänglich wurde mir dieses Leben hier recht schwer — es war so anders, als ich es zu Hause gehabt hatte — ich sehnte mich hinaus — hinaus. — Manchmal träumte mir sogar, daß ich arm sei und frei — und spann ganze Gebilde eines Lebens aus, wo man denken, sagen, lieben durfte, was man wollte — dann war ich glücklich — glücklich! Aber — —"

„Nun, aber —" forschte Günther ungeduldig.

„Ich hatte bald nachher mein Kind, meinen Siegfried. Da wurde es besser, da war alles gut. — O, Sie wissen es nicht, wie die Mutterliebe beglückt, Günther!"

Sie hatten inzwischen an dem kleinen, gedeckten, runden Tische Platze genommen und Sidonie legte ihrem Gaste vor.

„Hier, Günther, sehen Sie," sagte sie nach einer Weile, als der Diener eine neue Platte brachte, „italienische Maccaroni, die Sie immer so besonders liebten, bitte, nun essen Sie auch — damals bekamen Sie nie genug."

„Nie genug, nein — und heute — heute will mir nun gar nichts schmecken. Geben Sie mir Ihre Hand, Sidi, Sie gute Seele!“

„Und er aß — die Augen auf ihrem Gesicht, bis er schließlich die Gabel niederlegte und traurig in die Ferne blickte.

Sidonie stand auf, ging in das Nebenzimmer zum Flügel und ließ ihre Finger über die Tasten gleiten. Zuerst sanft und bewegt, wie das Säuseln der Blätter in einer lauen Sommernacht, dann stärker und stürmischer — wie auf wogenden Lebenswellen — bis mächtigere Accorde in ruhigere Weisen führten — und ihr Spiel groß und bedeutend wurde — gleich überwundenem Erdenleid.

Günther saß ruhig und lehnte an der Thüre der Veranda — er nickte in stummem Schmerze vor sich hin.

„Nein, nein,“ dachte er, „keine neuen Konflikte in dein Leben bringen. Du arme Seele, was ich mit mir nehme, ist ja doch grenzenlos!“ Und dann lauschte er dem Spiele, dem wunderbaren, und seine Zähne knirschten. Er hätte etwas zermalmen mögen — etwas, das weder Gestalt noch Namen hat, — aber was die Menschen gut und edel nennen, obschon es zerstören und vernichten kann.

„Haben Sie mein Spiel verstanden?“ flüsterte es sanft, wie die Lüfte der Campagna, in sein

wildes Denken hinein. Sidonie stand an seiner Seite.

„Es war eine himmlische Begleitung zu meinen unsteten Gedanken, Sidonie; es thut so weh, daß wir scheiden müssen. So weh!“

Sidonie antwortete nicht, aber er fühlte plötzlich einen heißen Tropfen auf seiner Hand.

„Nicht weinen, Sidonie, nicht weinen, ich kann es nicht ertragen. Komm, setze dich eine kurze Weile, bevor wir scheiden, dort an meine Seite auf den Diwan, da wo der Mond dein Gesicht streift, und sage mir — aber ganz leise, hörst du — ob du es begreifen kannst, was aus unserem Leben geworden wäre — wenn wir uns damals — hörst du, damals — gefunden und wir gewußt hätten — was wir heute wissen? Bleibe still, Sidi, weine nicht, leg deinen Kopf an meine Schulter — fest, — damit ich ihn fühle all mein Leben lang. Du weißt es ja nicht, wie ich dich gesucht habe — wie um dich gelitten.

„Weißt du auch, Sidi, daß wir eigentlich von heute an erst leben? daß wir nicht mehr vegetieren? daß unsere Gedanken in der großen Heimatlosigkeit der Erde eine Zuflucht gefunden haben, und über der düsteren Misere triumphierend, eine ewige Leuchte auf den Altären unserer Seelen brennt. Weißt du es, Sidi?“

„Günther — warum — warum?“ stöhnte sie, ihren Kopf regungslos an seiner Schulter.

„Warum? Ja, Sidi, warum? — Weil uns das Leben auseinander zerrte, andere Dinge dir heilig wurden, die ich nicht bin — andere Pflichten ..... Stille, stille, ich bin ein armer Invalide, mit ergrauendem Haar — was mir das Leben auch genommen hat — wie oft ich es verflucht habe, Sidi, heute segne ich es — heute. — Komm an mein Herz, Sidi, fest, fester! So, und nun sage es mir — nur einmal, ein einziges Mal — und dann gehe ich und nehme das Wort mit mir — bis du mich rufen wirst — sei es morgen, — sei es in Jahren, sei es in der Todesstunde. Aber sprich es aus — nur ein einziges Mal, Sidi, sage es, daß du mich liebst!“ —

„Ich kann nicht, Günther, ich kann nicht, mein ganzes Sein ist Liebe. — O, ein solches Glück — ein so wahnsinniges — ich habe es nicht gewußt, daß es möglich sei!“

Günther glitt zu ihren Füßen nieder, umfaßte ihre Kniee, tastete nach ihrem Kopfe und preßte seine Lippen auf ihren Mund. ...

Der Mond ergoß sein Licht über die beiden Verirrten, die sich verloren hatten und wieder gefunden. Die Nachtluft rauschte leise im Boskett, die Käfer summten und die Blumen dufteten.

Günther riß sich gewaltsam los. „Lebe wohl, Sidonie, meine Heilige, Einzige, das Leben scheidet uns nicht — wohin es uns auch verschlägt. — Lebe wohl! — — — — — — Lebe wohl“ — der Ton summte noch in Sidoniens Ohren nach, er summte durch die leisen Geräusche der Nacht, durch das Zittern der Blätter — das Tropfen der Fontäne. Erst als die Luft auf ihren Schwingen ihr die selig klagenden Melodien von Günthers Cello, als letzten Gruß, in die Seele trug, — sank sie in die Kniee nieder und dankte Gott für den unermeßlichen Reichtum dieser Liebe.

— — — — — — — — — — —

Den folgenden Tag verbrachte Sidonie in ihrem Garten. Es war etwas Großes über sie gekommen, etwas die Seele Erhebendes, was sie unbewußt gesucht und doch nicht gefunden. Sie hatte das Gefühl, als habe sie nun erst das Leben begriffen und niemals die stillen Freuden, die sie umgaben, inniger genossen als heute. Selbst unter der Trennung litt sie nicht. Günthers Liebe umschwebte sie und mit ihr das beseligende Bewußtsein, einem Menschen das Höchste gegeben und das Höchste von ihm empfangen zu haben.

Am Abend öffnete sie den Flügel, ohne die Tasten zu berühren. Sie blickte auf dieselben nieder, wie zu einer Quelle großer,

wunderbarer Freuden. Welche Wunder seelischen Lebens — sei es Glück oder Schmerz — würde sie ihnen entlocken!

Spielte sie nicht jetzt für ihn — für Günther, und durfte in Tönen ausströmen, wofür es keine Worte gibt?

Sie träumte noch im Anblicke des Flügels, als der Diener geräuschlos die Portiere öffnete und ihr den Teller mit einem Brief entgegen hielt.

„Noch eine Post?" fragte sie erstaunt.

„Nein — ein Bahnbediensteter gab den Brief ab für die gnädige Frau, — er sei von einem Fremden."

„Ah, schon gut, ich weiß. Zünden Sie die Lampe in meinem Zimmer an, Peter."

Peter verbeugte sich, zündete die Hängelampe über der blauen Causeuse, in dem abgerundeten Winkel des Nebenzimmers, an und verschwand. Sidonie betrachtete die festen Züge der Adresse, sie begriff — so mußte Günther schreiben, sank in die Kissen des Sofas, zerriß mit zitternden Fingern das Couvert und las:

„Ich bin heute morgen vom Bahnhof zurückgekehrt, Sidi, nachdem ich meinen Koffer bereits aufgegeben hatte — ich verschob meine Abreise bis zum Abend. Das dumme Herz — es that mir so weh — und ich meinte immer, Du könntest Dich am Ende doch noch besinnen — und kämest mir nach. —

„Wie ich mir das ausmalte, als ich hinter Deinem Hause hinauf durchs Marienthal schritt, denselben Weg entlang, wo ich Dir zum erstenmal wieder begegnete. Wie ich mir das ausmalte, Dich an meiner Seite zu haben — mit Dir durch die Welt zu pilgern, Deinem Spiele zu lauschen, den Ton Deiner Stimme zu hören, Deinen Kopf an meine Schulter zu pressen — Deine Brust an mein Herz — fest — fest. —

„Oben auf der Wartburg angekommen, sah ich das Dach Deines Hauses — ich blickte lange, stundenlang, darauf nieder — und dann kletterte ich abwärts — bis zu dem Haidehügel, wo die Erika blüht — und entdeckte die Clematiswinden, die sich um Deine Fenster schlingen, — wie habe ich sie beneidet, Sidi! Und dann die Malvenstauden und die Sonnenblumen — o wie das still und friedlich war — und gut. Aber da wurde ich traurig — tief traurig, denn ich begriff, daß das alles Dir ans Herz gewachsen, daß da Deine Heimat sei und Du ewig, ohne Siegfried, trauern müßtest — selbst an meinem Herzen! Bist Du nicht mit seinem Leben verwachsen? O du arme, verirrte Seele, ich kann Dich nicht leiden sehen — und doch leidest Du — und hast immer gelitten! Wer liebt Dich, wie ich Dich liebe? Wer versteht Dich, wie ich Dich verstehe?

„Ich bleibe in Berlin, bis ich Deinen Ent-

schluß kenne, schreibe mir, postlagernd — wenn — wenn Du mich dennoch durchs Leben begleiten könntest, Sidi — wenn?

„Aber wie Du auch entscheiden mögest, wir gehören uns dennoch an. Unsere Gedanken pilgern gemeinsam — so war es immer!“ —

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen, als die ersten Sonnenstrahlen über Sidoniens Schreibtisch huschten, — ihr Bett war unberührt geblieben — saß sie und schrieb nach Berlin:

„Ich muß bleiben, Günther. Verstehe mich, wie Du mich immer verstanden hast, und nimm meine arme, verirrte Seele mit Dir — wohin Du auch wandern mögest!“ —

Und dann ging sie, in einen Shawl gehüllt — im Hause war noch alles still — hinunter in den kleinen, abgesonderten Garten, wo sich ihres verstorbenen Mannes Grab unter einer Esche wölbte, und setzte sich zu seinen Häupten nieder. Die Blumen, welche sie mit Siegfried zwei Tage vor seiner Abreise darauf niedergelegt hatte, waren verwelkt, aber zwischen den gestorbenen Blüten reckten sich aus der feuchten Erde Büsche weißer Rosen und der süße Duft umfächelte ihr Gesicht.

Robert Blessen würde ihre Liebe zu Günther niemals verstanden haben, das wußte sie; aber er würde es verstehen, wie tief sie ihren Sohn

liebte, und wie sie ihm das teure Heim sichern mußte — um nicht selbst zu verzweifeln.

Die stete Sorge um das Kind, die sich von der ersten Stunde der Geburt an zu der Mutterliebe gesellt, gibt ja dem Kinde eine Macht im Mutterherzen, die unaustilgbar ist. Es war ihr, als sie sich erhob und nach diesem berauschenden Liebestraume wieder ins bewußte Alltagsleben ging, als habe sie sich das Recht auf ihren Sohn noch einmal erkauft. —

Sie dachte an diesem Tage viel an Siegfried, wie sie ihn am meisten beglücken könne, und erinnerte sich der Worte Günthers, der es ein Gesetz des Lebens nannte, dem Sohne die Freiheit zu sichern. Sie kam schließlich zu dem Entschluß, ihn im ersten Semester — so schwer ihr auch dieses Opfer wurde — die Universität allein beziehen zu lassen — sie wußte, bei seinem Freiheitsbedürfnis würde ihm dieser Entschluß angenehm sein. Er hatte ja auch für alle Fälle als Familienhintergrund das Haus der Tante Baronin. Um sein Gewissen zu beruhigen, wollte sie ihm sagen, daß die Ruhe in Eisenach, die gewohnte Behaglichkeit in diesem Augenblicke ihrer Gesundheit ein Bedürfnis sei. Nachdem sie Günther gefunden hatte, dessen Liebe sie als unantastbares Eigentum im Herzen trug, war ihr der Gedanke, allein zwischen den bereiften Bäumen des Thüringer Waldes zu

hausen und ihren Träumen nachzuhängen, kein unerträglicher mehr.

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage später empfing Sidonie den Besuch von Frau und Fräulein v. Malten. Sie wollten sich verabschieden und hofften, die gnädige Frau möglicherweise in Berlin wiederzusehen.

„Werden Sie auch den Winter in Berlin verleben?“ fragte Sidonie erstaunt, da sie wußte, daß Königsberg der eigentliche Wohnsitz der Familie sei.

„Mama verträgt so wenig das rauhe Klima von Königsberg,“ antwortete Agathe mit niedergeschlagenen Augen, „daher haben wir uns entschlossen — —“

„Und für meine liebe Tochter,“ ergänzte Frau v. Malten, „hat die Stadt trübe Erinnerungen.“

Agathe seufzte und senkte das Gesicht.

„Und ich“ — sagte Sidonie zögernd, „ich werde voraussichtlich diesen Winter noch hier bleiben, — ich —“

„Wie schade,“ unterbrach sie Frau v. Malten, „wir hatten so sehr auf den Verkehr mit Ihnen in Berlin gerechnet, gnädige Frau — wir sind dort ziemlich fremd.“

„Gnädige Frau müssen sich noch anders

besinnen," fügte Agathe in auffallend liebenswürdiger Weise hinzu, „Ihr Herr Sohn würde ja eine Trennung kaum ertragen."

„Das wird er schon — er —"

Sidonie wollte ihre Gründe näher erklären, aber eine unüberwindliche Scheu vor den beiden Damen und ein Blick in ihre lauernden Gesichter ließ sie verstummen.

„Wir würden uns dann selbstverständlich Ihres lieben Sohnes annehmen," sagte Frau v. Malten nach einer Weile, „er ist ein so lieber, hübscher Mensch, und Berlin ein gefährlicher Aufenthalt für junge Männer."

„Oh, in dieser Beziehung fürchte ich nichts," sagte Sidonie stolz; „Siegfried hat eine hohe Lebensauffassung und einen festen Charakter — außerdem wohnt ja meine Pflegemama, die Baronin Schachen, in Berlin. Haben übrigens die Damen schon eine Wohnung, oder werden Sie nicht selbst menagieren?"

„Wir dachten diesen Winter, versuchsweise, nur an eine Pension."

„Aber vielleicht nehmen wir doch die Möbel von Königsberg gleich mit hinüber, Mama," unterbrach Agathe ihre Mutter; „du hast es dann jedenfalls komfortabler."

Frau v. Malten klopfte ihrer Tochter zärtlich auf die Finger.

„Wie sie besorgt ist, meine kleine Agathe,

schade, daß Sie nicht auch ein solches Töchterchen haben, liebe Hofrätin."

„Man kann im Leben nicht alles haben, Frau Baronin," gab Sidonie gelassen zurück. „Reisen die Damen schon morgen?"

„Ja, morgen mit dem Nachtzuge. Falls uns der Zufall Ihren lieben Sohn entgegenführt, — wir reisen nämlich auch nach der Schweiz," fügte Frau v. Malten hinzu, „dürfen wir ihm sagen, daß es Ihnen gut geht?"

„Gewiß. Uebrigens weiß Siegfried das schon durch meine Briefe."

Die Damen erhoben sich; Agathe küßte Sidonien die Hand, was sie niemals gethan hatte, und Frau v. Malten sprach die Hoffnung aus, daß Frau Blessen doch noch ihren Entschluß ändern dürfte und man sich in Berlin begegne.

Als sich die Damen dann endgültig verabschiedet hatten, ging Sidonie kopfschüttelnd an ihre Arbeit. Sie begriff nicht, warum dieselben, die sich früher kaum um sie gekümmert hatten, auf einmal so viel herzlicher geworden waren.

— — — — — — — — — — —

„Findest du es nicht ganz auffallend, Agathe," sagte Frau v. Malten, während sie ihrem Hause zuschritten, zu ihrer Tochter, „daß Frau Blessen mit keinem Worte den fremden Maler erwähnte, der dich allabendlich mit seinem Cellospiel feierte?

Sie muß sehr schnell mit ihm intim geworden sein, denn er soll die beiden letzten Abende bis Mitternacht bei ihr zugebracht haben."

„Nein, das fällt mir gar nicht auf, weil ich überzeugt bin, daß er ihretwegen nach Eisenach kam. Denn wenn die Geschichte harmlos wäre, hätte er ja auch abends kommen können, solange Siegfried da war."

„Was ich für ein kluges Töchterchen habe — wahrhaftig, du hast recht, Kind; — deshalb das großmütige Zurücktreten von der Reise."

„Ich bin sogar überzeugt," fuhr Agathe fort, „daß sie seinetwegen den Winter in Eisenach bleibt. Sie hat ja gar keinen vernünftigen Grund dafür, ihren Sohn nicht zu begleiten."

„Uns und unseren Plänen schadet das nichts, Kind, der Sohn wird zugänglicher sein ohne die Mutter; du mußt dir nun einmal diesen jungen Blessen warm halten. Man spricht von einer halben Million, über die er verfügen könne, sobald er mündig sei."

„Ja, ja, und ein armes Mädchen wie ich kann — trotz auffallender Schönheit — keine Ansprüche machen."

„Eigentlich wäre es ja Ehrensache, daß dich der Referendar — wie heißt er doch?"

„Balder; daß du die Namen nie behalten kannst!" —

„Daß dich der heiratete, denn seinetwegen schrieb dir Köhler auf — ich bin es überzeugt."

„Balder will mich auch heiraten — aber vielleicht in zehn Jahren, er hat ja kein Vermögen. Ich hätte mich nie in diese Tändelei mit ihm eingelassen, wenn ich nicht verlobt gewesen wäre. Es ist auch der Mühe wert — um einen simpeln Kuß . . ."

„So sind eben gewisse Leute, Kind, der junge Blessen würde es gerade so machen."

„Glücklicherweise habe ich ihn noch nicht — er ist ja fast noch ein Knabe gegen mich."

„Was thun denn so sechs bis sieben Jahre, Agathe, wenn man so schön ist wie du?"

„Zwei — wenn ich bitten darf, Mama; daß du dich gar nicht daran gewöhnen kannst. Wir kommen jetzt nach Berlin, wo uns niemand kennt, und da bin ich einfach zwanzig Jahre alt."

„Aber Siegfried Blessen weiß — —"

„Was weiß er? — Er hat meinen Taufschein nicht gesehen. Uebrigens ist Blessen lange nicht so pikant wie Balder — der gefällt mir doch immer wieder am besten."

„Das sind erlaubte Capricen, Kind."

„Aber er hofft, mich dereinst zu heiraten, und ist verteufelt eifersüchtig."

„Ich fürchte nichts, meine kluge Agathe weiß zu lavieren."

„Weißt du, wir werden Balder zu verstehen geben, daß wir uns des kleinen Blessen annehmen, Mama, — weil —“

„Freilich, weil er allein in Berlin ist —“

„Nein, weil,“ setzte Agathe schlau hinzu, „er eine — so bedauernswerte Mutter hat —“

„Klug, mein Kind, klug. Aber vor allen Dingen fessele Siegfried an dich, Herzchen, er ist doch sehr reich.“

Mit dieser weisen Lehre schritt Frau v. Malten über die Schwelle des Hauses, in welchem sie wohnten. —

— — — — — — — — — — —

Der Besuch hatte Frau Blessen keine angenehmen Empfindungen zurückgelassen, sie gestand sich an den folgenden Tagen ein, daß sie froh sei, Maltens nicht mehr in Eisenach zu wissen. Ihre plötzliche Liebenswürdigkeit hatte beinahe etwas Unheimliches für sie gehabt.

Diese leidigen, kleinlichen Beziehungen zwischen Menschen, die innerlich gar keine Gemeinschaft miteinander haben, hatten schon, bald nach der Eltern Tod, als sie sich in dem gesellschaftlichen Hause der Baronin Schachen zurecht finden sollte, etwas Beleidigendes für sie gehabt. Die Zeit that ihr leid, welche die Menschen mit so wertlosen Dingen verthaten, die eigentlich niemandem Freude bereiteten.

Ihre Seele brauchte höheren Flug, ausschließliches Empfinden, von dem sie sich nichts abzwingen lassen mochte, wenn es nicht durchaus notwendig war.

Als sie Siegfrieds Sachen ordnete, um sie nach Berlin zu befördern, und so ganz in Gedanken mit ihm lebte, wurde es ihr schwer, ihrem Vorsatze treu zu bleiben. Aber Siegfried selbst fand die Idee vernünftig und meinte in seinem letzten Briefe sogar, es sei besser, wenn er den ersten Anprall gegen die Welt, die sie in ihrem Stillleben in Thüringen nie vermißt hatten, allein versuche, damit sich, wie es in der Ordnung sei, das Blatt umwende und er nun der Beschutzer der Mutter würde, während sie bisher die Sorge um ihn getragen habe. Es freue ihn dann um so mehr, sie in den folgenden Semestern in Berlin einführen zu können. — —

Das war eine Herzensfreude für beide.

Und dann kam er eines schönen Morgens selbst, ganz unerwartet — er wollte sich über das Befinden seiner Mutter beruhigen, bevor er in das neue Leben trat.

Siegfried fand seine Mutter allerdings etwas bleich und verändert, aber sie war so glücklich, so ausgefüllt, — so versöhnt mit dem Leben und allem, was es brachte.

„Schade," sagte Siegfried im Laufe des

Gespräches an dem einzigen Abende, der ihnen in ungestörtem Zusammensein vergönnt blieb, „daß ich nun um die Bekanntschaft deines Jugendgespielen Günther Carpellen kam, du mußt glückliche Stunden durch ihn gehabt haben, Mütterchen."

„Ja, sehr glückliche, mein Sohn," hauchte sie aus dem Herzen herauf, während sich ihre Augen senkten. „Sie erinnerten mich an ein Stück Leben im Elternhause — an eine ungebundene, glückliche Zeit."

„Armes Mütterchen," sagte Siegfried, ihre Hände streichelnd, „das war der einzige dunkle Punkt in deinem Herzen — ich habe diese Sehnsucht — trotz allen Glückes, doch zuweilen nachempfunden."

„Mein guter Junge," sagte sie, ihren Kopf an seine Schulter geschmiegt.

„Kommt Carpellen zurück nach Eisenach?" fragte Siegfried.

„Wohl kaum. Ich schrieb dir, daß er nach Petersburg gehen würde, und von da, wie er mir schrieb, voraussichtlich in die Türkei. Es ist besser so."

Siegfried fühlte, wie die Hand der Mutter, die in der seinen lag, plötzlich bebte und sich dann, kalt geworden, aus derselben löste. Er erhob sich und ging im Zimmer hin und her. Er fing an, zu verstehen — wie eine Wolke von

der Sonne gleitet und es licht wird, so wurde es hell in ihm.

Sidonie war ihm gefolgt, und er legte den Arm um ihre Schulter.

„Ist dir das Opfer auch nicht zu schwer geworden, Mütterchen?“ fragte er leise.

„Es war kein Opfer, mein Sohn — ich konnte nicht anders.“

Und dann küßte Siegfried seine Mutter und sie gingen zum Flügel.

Ganz, wie selbstverständlich, setzten sie sich zusammen nieder und spielten vierhändig den Abendsegen, den Sidonie, als er noch ein Knabe war, für ihn komponiert hatte und den sie bis zu seines Vaters Tode allabendlich gespielt.

Niemals hatte Siegfried sich inniger von seiner Mutter verabschiedet, als an diesem Abend — und niemals ging Sidonie so ruhig, so stillbeglückt in ihr Zimmer. Sie hatte das Gefühl, als sei die andächtige Liebe, die sie für Günther im Herzen bewahrte, erst durch das Mitwissen ihres Sohnes geheiligt. —

— — — — — — — — — — —

Der Winter verging für Sidonie still, aber inhaltreich. Siegfrieds ausführliche Briefe beglückten sie. Aus dem Verhältnis zwischen Mutter und Sohn hatte sich ein innig freundschaftliches gestaltet, was auch ihn — sie er-

kannte das deutlich aus seinen Briefen — reich und zufrieden machte. Zuweilen kräuselte sich wohl ihre Stirne, wenn er schrieb, daß er viel und gerne im Maltenschen Hause verkehre und Agathens Vorzüge mehr und mehr schätzen lerne, aber sie tröstete sich dann mit dem Bewußtsein, bald wieder mit dem Sohne vereint zu sein und ihn mehr an ihre Kreise zu fesseln. Dazwischen kamen Briefe von Günther; sein Können war durch die Begegnung mit ihr im Wachsen und der immer glücklichere und stillere Geist, der sie durchwehte, gab auch ihr Friede. — —

Und endlich wurde es Frühling! Ein wonniger, herrlicher Frühling in den Bergen des Thüringer Waldes! Die Bäume knospten, der Rasen grünte und die Wartburg reckte sich wieder stolz in den lauen Lüften. —

Sidonie hatte in den letzten Tagen mit allem erdenklichen Komfort Siegfrieds Zimmer geschmückt — alles, was sie ersinnen konnte, um ihm Freude zu bereiten, ausgedacht, und erwartete nun das Telegramm, welches Tag und Stunde seiner Ankunft bestimmen sollte. Statt dessen kam er selbst, zwei Tage früher, als sie ihn eigentlich erwartet hatte.

Es war spät am Abend, und trotz aller Liebe und Herzlichkeit, die er ihr beim Wiedersehen zeigte, fand sie ihn blaß, ernst und auf-

geregt. Sie schob es auf die Reise, auf kleine Unannehmlichkeiten, wie sie das Leben mit sich bringt, und mochte ihn nicht am ersten Abend mit Fragen quälen.

Aber in der Nacht, als sie schlaflos in ihrem Bette lag, konnte sie eine seltsame Angst nicht unterdrücken.

Hatte er sie doch, um sie zu schonen, in seinen Briefen getäuscht, und war die Berührung mit dem großstädtischen Leben nicht spurlos an ihm vorübergegangen? Wer hatte ihrem Siegfried etwas gethan? Und dann war es ihr plötzlich, als vernähme sie auf der anderen Seite — dort, wo seine Zimmer lagen — Schritte — Thüren öffnen und schließen — lauter unmögliche Dinge, die, wie sie sich immer wieder zum Troste sagte, ihre gereizten Nerven heraufbeschworen. Sie warf sich hin und her.

Hätte sie ihn dennoch nach Berlin begleiten sollen — ihn nicht aus den Augen lassen — keinen Tag?

Und dann grollte sie wieder mit sich selbst ob dieser unnützen Gedanken. Als ob eine Mutter mit all ihrer grenzenlosen Liebe — ihr Kind schützen könne vor dem Leben und seinen Schmerzen — vor dem Anprall mit der Welt, als ob — — —

War das nicht ein Wagen, der langsam über den Hof rollte?

Sie richtete sich im Bette in die Höhe, zündete Licht an und sah nach der Uhr.

Erst fünf Uhr. Ihr aufgeregtes Empfinden täuschte sie sicherlich — und es war nur der Omnibus, dessen Rollen sie gehört, der um diese Stunde zum Bahnhofe fährt.

Hier vorüber? Das konnte nicht möglich sein.

Vielleicht Fremde — oder der Arzt aus der Stadt unten? Irgend ein Unglücksfall in der Nachbarschaft — wer konnte wissen? Sie löschte das Licht und versuchte zu schlafen. Aber es war, als ob die lange Nacht jeden Nerv in Bewegung gebracht — es zuckte und pochte und klopfte in ihr — es war nicht zum ertragen.

Sie erhob sich und zog die Gardinen zurück — ein erstes Morgenglühen lag über dem Walde und die grauen Felswände im Marienthal leuchteten in roter Glut. —

Gottlob — die Nacht war vorüber und da draußen atmete und duftete es in stillem Frühlingsgedeihen.

Sidonie hüllte sich in ihren Schlafrock, strich ihr wirres Haar aus der Stirne und öffnete das Fenster.

Die Glocken der Kirche, unten im Thale, läuteten in den taufrischen Morgen hinein. Freilich — es war ja Sonntag, nach langer Zeit ein glücklicher Sonntag mit ihrem Sohne! Und dann hielt es sie nicht länger — sie

schlich sachte, um ihn nicht zu wecken, in seine Zimmer.

Im Wohnzimmer angekommen, horchte sie an der Thüre. Sie vernahm nichts. Er schlief.

Leise, leise, wie es nur eine Mutter kann, öffnete sie.

Sie prallte zurück — das Bett war unberührt. Das Lächeln, welches eben noch ihre Lippen geteilt — wich einer jähen Angst.

Was war geschehen? Siegfried — o Gott — Siegfried! —

Und dann fiel ihr Blick auf das weiße Blatt Papier auf dem Tische.

„An meine Mutter!"

Was — war — das? Ein eisiger Schauer durchrieselte ihren Leib.

„Hoffentlich kommen Dir diese Zeilen niemals zu Gesicht, aber wenn es dennoch geschieht, Mutter — ich konnte nicht anders! Dich verdächtigen? Dich, Reine, Hehre, Dich beschmutzen? — Referendar v. Balder, ein Verehrer Agathe v. Maltens, wagte es in seiner Eifersucht, mich zu reizen, indem er sich Bemerkungen über Dein Verweilen in Eisenach erlaubte, die ich nicht wiederholen kann, aber die ich rächen werde. Wir sind im Recht — Mutter — ich werde ihn niederschießen — wie einen ..."

Sidonie starrte auf die Zeilen, die inmitten des Satzes endeten.

Sie starrte lange, wie geistesabwesend, darauf nieder — mechanisch läutete sie den Dienstboten, — sie wußte nicht, was sie that. Endlich floh sie in den Garten — sie konnte nicht sprechen, aber sie betete — erst leise — dann fand sie plötzlich die Sprache wieder und bestürmte Gott, als müsse er ihre Stimme vernehmen, ihr den Sohn zu erhalten — ihren Siegfried — ihr Alles! — — — — —

— — — — — — — — — — —

„Sidonie, mein Kind, liebe, liebe Sidi!“

Es war die Baronin Schachen, die sie sanft vom Boden hob und in ihre Arme schloß.

Sie reckte sich und richtete ihr erdfahles Gesicht auf die Baronin.

Wo kam sie her?

Was war geschehen?

Was wollte sie?

„Ist er tot?“ rang es sich endlich über ihre Lippen.

„Sidonie, beruhige dich, komm!“

„Ist er tot? Barmherzigkeit!“

Das letzte Wort hatte sie mit zerbrochener Stimme gestöhnt, und dabei lag dennoch eine Kraft in ihrem ganzen Gebaren, eine Höhe, die nichts Unwahres zuließ.

„Sidonie, ich bringe dir seine letzten Grüße — seine Fürsorge — seine Liebe! — — —

Sidonie griff nach dem Herzen, aber rührte sich nicht vom Platze.

„Sprich weiter," jagte es über ihre Lippen.

„Ich kann nicht," — weinte die alte Dame.

„Wußtest du um das Duell?"

„Nein. Siegfried lud mich ein, ihn hierher zu begleiten — es sei dein Wunsch, — dann als wir ankamen, sagte er,— wir wollten, weil es spät sei — die Nacht dort unten in Eisenach bleiben — im Gasthofe und dich — heute morgen — überraschen — —"

„Ueberraschen —" wiederholten kaum hörbar die Lippen Sidoniens — — und dann jagte sie, vom Jammer der Verzweiflung gepackt, in das Haus und sank an der Bahre nieder — auf welcher er still und regungslos, mit geschlossenen Augen und Lippen, ruhte. Er — ihr Siegfried — ihr einziger Sohn! . . .

. . . .

„Man muß sich mit seinem Schmerze versöhnen," hatte sie einst zu ihrem Kinde gesagt, als er, ein neunjähriger Knabe, an der Bahre des Vaters kniete und dessen Tod so viel schmerzlicher empfand, als es gewöhnlich Kinder im stande sind zu thun.

— — — — — — — — — — —

„Und auch ich muß mich mit meinem Schmerze versöhnen," schrieb sie Monate nach Siegfrieds jähem Ende, unter anderem, an Günther — „denn Glück und Schmerz sind eng verbunden, aber die Kraft und Größe unseres Seins erkennt sich doch nur in der Art, wie wir beides tragen."

Und so blieb es.

Das Verhängnis, mit welchem ihr Sohn aus dem Leben schied, hatte ihr ganzes Sein erschüttert, sie wuchs mit ihrem Schmerze. Es war ihr, als könne sie die feinen Fäden erkennen, aus denen sich ein Menschenleben spinnt — jedes anders, aber doch auf der Basis unumstößlicher Gesetze. —

Als sie dann zwei Jahre später einige im Fieber hingeworfene Zeilen Günthers erhielt, in denen er von aufgeriebener Gesundheit, nahem Ende sprach und ihr dankte für die unermeßliche Kraft, die sie ihm mit ihrer Liebe gegeben hatte, da eilte sie nach Petersburg, um, wie sie wußte und sich selbst gestand, der letzten Pflicht zu genügen, die ihr ins eigene Herz griff. — —

Ein jähes Aufleuchten seiner Züge, als er sie erblickte, ein schwaches Neigen der Hand, als wolle er ihr blasses Angesicht noch einmal an sein Herz betten, ein letztes Stöhnen — und Sidonie kniete an seiner Leiche. — —

War alles nur ein Traum? Oder nahm sie dennoch ein unsterbliches Etwas mit sich zurück in die Heimat und an das Grab ihres Sohnes?

Als sie sich nach langer Zeit erhob, lag Stolz und Willenskraft in ihrer Gestalt, der Schmerz hatte sie geadelt und in dem ernsten Streben befestigt, auch in Zukunft all dem gerecht zu werden, was das Leben auf ihren Weg gab.



Das stumme Klavier.

Von Ernst Muellenbach.

I.

Am 28. April, nur dreizehn Tage nach dem offiziellen Semesteranfang, hatte der außerordentliche Professor für neuere Litteratur, Dr. Ludwig Strömer, sein dreistündiges Kolleg über „Klopstocks Leben, Dichten und Nachwirken“ eröffnet, und bereits in der sechsten Stunde, Montag den 9. Mai, kam er sozusagen über die Einleitung hinaus.

„Meine Herren und Damen,“ hub er nach einer stimmungsvollen Kunstpause an, „1748 erschienen die ersten drei Gesänge von Klopstocks ‚Messias‘; aber sieben Jahre zuvor, 1741, war Händels ‚Messias‘ erschienen. Das, meine Herren und Damen, sind zwei bedeutsame Jahreszahlen an sich, doppelt bedeutsam in ihrer Beziehung aufeinander.“ Einige dreißig

männliche und vier weibliche Federn beeiferten sich, die bedeutungsvollen Jahreszahlen in ebensoviel Kollegienheften einzutragen. „Verweilen wir hier einen Augenblick,“ fuhr der Redner fort. „Vergegenwärtigen wir uns den Händelschen ‚Messias‘, den wir ja zweifellos alle kennen. Versetzen wir uns in die Seele des Jünglings Klopstock, suchen wir nachzufühlen, welche Empfindungen und Entschlüsse das klassische Tonwerk in der Seele des künftigen klassischen Dichters auslösen mußte.“ Die meisten legten die Feder hin, lehnten sich mit gekreuzten Armen hinten an, weil man sich in dieser Stellung leichter in die Empfindungen eines denkmalfähigen großen Mannes versetzen kann, und folgten mit feierlichen Mienen der mächtigen, von Begeisterung und sichtlich auch von feinem musikalischen Verständnis beseelten Rede. Minder steif verhielt sich die junge Dame, die ziemlich vorn auf einer Bankecke neben dem ersten Stützpfeiler, links vor der Lehrkanzel saß. Die Hände lässig im Schoß gefaltet, das schöne blonde Haupt ein wenig zur Seite geneigt, lauschte sie aufmerksam, hier und da mit einem kaum merklichen Nicken der Zustimmung oder Erinnerung. Dabei blickten ihre großen blauen Augen mit ruhiger Lernbegier auf das Antlitz des Meisters. Der Professor Strömer war, wie viele Dozenten,

gewohnt, beim freien Vortrag einen bestimmten Gegenstand anzusehen; er hatte sich in diesem Semester hierzu die rote Corpsmütze eines Zuhörers ausgewählt, die an einem Haken des zweiten Pfeilers gerade vor ihm hing. Aber irgend eine geheimnisvolle Macht ließ ihn heute immer zwischendurch von seinem „Augenpunkt“ nach jenem Mädchenantlitz abirren, das sich ihm so aufmerksam und unbefangen zuwandte. Alsdann senkten sich die blauen Augen einen Moment seitwärts, auf das Kollegienheft eines pedantischen Nachbarn, der auch jetzt noch fortfuhr, mit emsigem Stift jedes lebendige Wort des Professors stenographisch zu verzeichnen, und ein ganz leises Lächeln, mehr mitleidig als spöttisch, huschte bei diesem Anblick um die Lippen der jungen Dame. Sie selbst hatte statt der großen wohlgefüllten Papiermappe aus schwarzem Wachsleder, mit der die anderen Hörerinnen ihre endlich erlangte Zulassung zu akademischen Vorlesungen augenscheinlichst erhärteten, nur ein winziges Notizheftchen vor sich, und die Bleistiftnotizen darin waren bis heute nur eben in die Mitte der zweiten Seite gediehen.

Dem Professor Ludwig Strömer war's hoch anzurechnen, daß er sich heute so selbstvergessen begeisterte; denn er war sozusagen obdachlos und also für einen dreißigjährigen wohlhaben-

den Gelehrten mit viel Büchern und weniger Ortskenntnis in betrübender Notlage. Sobald ihn der Klang der Universitätsglocke und das Scharren seiner Zuhörer für diesmal ledig gesprochen, eilte er quer über den viereckigen Hof zur Amtsstube des Oberpedellen Trautebier, der unter anderem auch als Wohnungskommissar das innigste Vertrauen aller akademischen Bürger genoß. Der graubärtige Veteran empfing ihn mit einem gewissen Gutes verheißenden, fast herablassenden Lächeln. „Diesmal haben wir 's Richtige, Herr Professor," sagte er. „Hahnengasse fünf, Ecke Minoritengasse, zweiter Stock, bei Frau Bürgermeisterin Wormwedel, — 'n Quartier ordentlich wie gemacht für den Herrn Professor." Erfreut, aber leider auch etwas zerstreut hörte Ludwig Strömer den weiteren Ausführungen zu, während seine Blicke einer schlanken Mädchengestalt in hellgrauer Jacke, mit einem barettförmigen kleinen Filzhut durch das Gewühl der ausströmenden Hörerschaft folgten. „Und wie ist's mit der Musik?" fragte er schließlich. „Sie haben nur eins, ich glaube sicher, daß sie's Ihnen lassen," antwortete der Pedell, pfiffig grinsend. Der Professor nickte, griff in die Tasche, tauschte einen verschwiegenen Händedruck mit dem Mann des Vertrauens und machte sich auf den Weg.

II.

Unterwegs, beim Einbiegen vom Markt in die Minoritengasse, glaubte er die hellgraue Jacke und das niedliche Filzbarett noch einmal vor sich auftauchen zu sehn. Unwillkürlich beschleunigte er seinen Schritt. Aber die Jacke verschwand wieder in dem Doppelstrom geschäftiger und eßlustiger Menschen, der eben jetzt in der Mittagsstunde die schmale Gasse hinab und hinauf flutete; der Professor besann sich und fand seine gewöhnliche behaglich schlendernde Gangart wieder. „Was geht dich überhaupt diese junge Dame an?“ fragte er sich strafend. „Du weißt ja nicht einmal, wie sie heißt. Das fehlte noch, — erst für die Zulassung der Frauen zu akademischen Vorlesungen eintreten und dann gleich beim ersten Versuch einer nachlaufen, bloß weil sie dich etwas gescheiter ansieht, als du es von der Mehrzahl der Herren Kommilitonen Montags gewohnt bist. Eine Wohnung hast du dir zu suchen, das ist jetzt für dich die Forderung des Tages, und weiter nichts. — Und da wären wir ja auf der Hahnengasse,“ fügte er halblaut hinzu. Bedächtig musterte er das Eckhaus.

Ein riesiger Kasten war's, zweistöckig mit einem entsprechend hoch und protzig bemessenen Giebeldach, grau, verwittert und stellenweise

durch böse Lücken im Bewurf entstellt, aber allem Anschein nach sehr massiv und dauerhaft von einem der geistlichen Landesfürsten erbaut, die bis vor hundert Jahren in dieser Stadt residierten. Noch trug es zwischen dem ersten und zweiten Stock in künstlich verschnörkelten Eisenklammern den gekrönten Namenszug eines jener baulustigen Herren, dem Professor schon von der Universität und anderen ehemaligen Schlössern her bekannt, und darunter die Jahreszahl: 1761. Links lehnte sich an das Hauptgebäude noch ein hoher, schmaler Seitenflügel an; die beiden umschlossen im rechten Winkel den Hof, der sich mit breitem Doppelthor rechts nach der Minoritengasse öffnete. Die demokratische Neuzeit hatte für einen solchen Palazzo von einigen fünfzig Zimmern keine Verwendung zu Privatzwecken; sie hatte ins Erdgeschoß an der Hahnengasse Thüren gebrochen und Ladenräume eingebaut, links ein Liqueurgeschäft und rechts einen Spezereiladen, zwischen denen sich die alte schwere Eichenthür und die mächtigen vergitterten Fenster der ursprünglichen Haushalle wunderlich einsam und vornehm ausnahmen.

Fast zaghaft schob der Professor die nur lose angelehnte Thür zurück. Mehrere höchst moderne und prosaische Anklebzettel mit dem Aufdruck: „Möblierte Zimmer, zweiter Stock“

wiesen ihm den Weg aus der tönenden, völlig leeren Halle über eine wagenbreite prächtige Eichentreppe. Im zweiten Stock mündete die Treppe wie im ersten auf einen großen, von einem hohen Fenster zur Rechten sonnig erhellten Vorplatz, der gradaus und links wieder je eine hausthorgroße Thür und daneben halbdunkle Korridorfensterchen aufwies; offenbar waren auch die oberen Stockwerke des ehemaligen Barockpalais von einer minder aristokratischen Gegenwart zu immer noch stattlichen „Halbetagen“ aufgeteilt und oberflächlich umgebaut.

Vor dem großen sonnigen Flurfenster stand ein altertümlicher, schönbesetzter Blumentisch, und an diesem hantierte mit Spritze und Schere ein höchst zierliches altes Dämchen herum, mit schneeweißen Haaren, wie gepudert, und einem überaus zart gefärbten freundlichen Gesichtchen. In ihrem schwarzen Seidenkleid mit weißen Spitzenmanschetten sah sie aus, als habe sie mit dem Hause alle Stürme der plebejischen Neuzeit gelassen überdauert; und durchaus paßte dazu das anmutige Lächeln und das kleine nette Stimmchen, mit dem sie, von ihrem Myrtenbäumchen aufblickend, den Besucher zurechtwies: „Sie wollen zur Frau Bürgermeisterin, mein Herr? Bitte, hier links!“

Der Professor bedankte sich und zog an der

großen Thürschelle mit patinaschimmerndem Kupfergriff, — das Drückknöpfchen einer elektrischen Klingel würde ihm in dieser Umgebung als unverzeihlich stilwidrig erschienen sein. Die Frau Bürgermeisterin, eine hagere hohe Greisin, übrigens so schwarzgekleidet und altfränkisch wie die andere, öffnete in Person, und die Verhandlung begann.

„Hm, das wäre wirklich was," brummte der Professor mit unvorsichtiger Deutlichkeit nach der ersten Besichtigung der Zimmer. Hoch und hell waren beide Räume, mit weiter Aussicht über die gegenüberliegenden niedrigeren Häuser der Hahnengasse und des ganzen Viertels dahinter weg, schön tapeziert, mit köstlichem Stuckwerk an den Decken, und ausgezeichnet möbliert, — nur ein wenig zu voll. Dazu wieder ein eigener kleinerer Vorplatz, an den sich links der schmale lange Korridor anschloß, auf welchen die übrigen Zimmer dieser Halbetage mündeten. Dieser Korridor führte wieder zu einer Hintertreppe. „Sie geht auf den Hof," erläuterte die Frau Bürgermeisterin — ihre Aussprache ließ erraten, daß der selige Gatte weiland irgend ein kleineres Stadtwesen im Oldenburgischen oder Ostfriesischen geleitet hatte. „Wir benutzen sie öfter, — Ihnen würde wohl die Haupttreppe mehr zusagen; aber wenn der Herr uns einmal mit einer Feuersbrunst

heimsuchen sollte, so ist so etwas doch nicht zu verachten. — Mit der Bedienung sollen Sie gewiß zufrieden sein; ein Mädchen habe ich nicht, man macht damit zu schlimme Erfahrungen, und wozu auch, wo ich mit meiner Nichte so allein stehe? Aber die Aufwärterin ist eine sehr tüchtige Person, sie kommt alle Morgen und Abend, und wenn Sie zwischendurch mal was wünschen, hier hängt die Klingel, ich bin ja immer zu Hause. — Mir wäre es auch ganz recht, wenn Sie die Zimmer nähmen," fuhr sie gleich undiplomatisch wie der Professor fort; „früher habe ich ja wohl die beiden Zimmer hier und auch das andere an der Hintertreppe immer an Studenten vermietet, aber das ist so eine Sache, — mein Gott, Jugend hat keine Tugend, nicht wahr? Aber ein Professor, das ist schon etwas anderes, da hat man die Reputation gleich mit, wenn ich so sagen darf. — Und nicht wahr, den Preis finden Sie doch auch nicht zu hoch?"

„Ja, ja," sagte der Professor etwas ungeduldig, „das ist alles ganz schön soweit, — wie ist es denn mit dem Klavier?"

„Ach ja," antwortete die Dame, „der Herr Pedell hat mir schon davon gesprochen. . . . Sie sind gewiß sehr musikalisch, Herr Professor? Wir haben nur eins auf dieser Etage — das Stifsfräulein nebenan spielt die Laute, aber

das hören Sie durch diese dicken Mauern und über den Vorplatz hin gar nicht, und neuerdings thut sie es ja wohl nur noch selten. Wenn Sie das Klavier also mal besehen wollen, — es steht hier hinten im äußersten Zimmer, an der Hintertreppe — es ist ein recht gutes Instrument, wie man so sagt. . . ."

Der Professor machte eine ablehnende Bewegung. „Ihre Versicherung genügt mir," sagte er lächelnd. „Wenn der gegenwärtige Inhaber es entbehren will und Sie es mir für — na, sagen wir zehn Mark monatlich überlassen, — ich denke, hier könnte es am besten stehen," unterbrach er sich, auf ein Mahagonigestell im Empirestil voll Nippfiguren deutend. „Das zerbrechliche Zeug nehmen Sie ja doch besser in Ihre Wohnung."

„Es sind fast lauter Brautgeschenke von unserer Hochzeit," versetzte die Frau Bürgermeisterin etwas verletzt, „wenn man zu grauen Haaren kommt, weiß man solche Erinnerungen zu schätzen. Nun, ich werde sie also an mich nehmen und Ihnen dafür das Klavier hersetzen lassen, haben können Sie es, wir haben schon darüber vorher gesprochen."

Der Professor seufzte erleichtert auf und führte die Verhandlung nun kurz zum erwünschten Handschlag.

Im Hinausgehen streifte er das Porzellan-

schildchen an der anderen Etagenthür mit neugierigem Blick. „Adeline von Gudenau, Stiftsdame," las er. „Für wen die wohl noch immer ihr Myrtenbäumchen pflegt?"

Als er am Nachmittag mit seiner Bibliothek und sonstigen Habe einzog, stand das Klavier schon an seinem Platz, ein durchaus modernes Instrument, schwarzlackiert und ohne besondere Kennzeichen. Er streichelte es liebkosend und zog, ohne es zu prüfen, den Schlüssel ab. „So," sagte er, „dich hätten wir, und Adelines Laute soll uns in unserem ungetrübten Beisammensein nicht stören. Um durch diese drei Fuß dicken Zwischenmauern zu dringen, müßte sie schon mit Dampfbetrieb arbeiten."

III.

Der Monat Mai machte in diesem Jahre seinem poetischen Rufe wenig Ehre, das Wetter war zumeist regnerisch, windig und empfindlich kalt. Aber Ludwig Strömer hatte sich seit manchem Jahr nicht mehr so frühlingsmäßig angeregt und behaglich gefühlt. Er schrieb es der neuen Wohnung zu gut. Vielleicht war auch noch etwas anderes daran mit schuld, jedenfalls war die Wohnung allen Lobes wert. Neben ihren allgemein faßlichen Vorzügen besaß sie noch einen, den Ludwig Strömer als Gelehrter und Mensch besonders schätzte: über-

aus stille, ja zurückhaltende Hausleute. In der ersten Woche war der Professor noch ein paarmal abends, wenn er unvermutet aus seiner Thür trat, draußen an der Flurecke der Frau Bürgermeisterin begegnet; es sah beinah aus, als ob sie dort etwas suchte. In der zweiten Woche hatte sie es anscheinend gefunden. Sie ließ sich weiterhin nur sehen, wenn der Mietsherr nach ihr verlangte — er war höflich und that es nur selten. Alsdann nahm sie seine Bestellungen und Wünsche mit einer freundlichen, etwas elegischen Schweigsamkeit entgegen und empfahl sich alsbald, nachdem sie allenfalls ein von der Aufwärterin übersehenes Staubfläuschen von dem blanken Deckel des Klaviers weggewischt hatte. Die Aufwärterin, eine derbe Handwerkerswitwe, übertraf ihre Herrin womöglich noch an Schweigsamkeit. Sie erledigte ihre Arbeit sauber und flink, mit einer bei Hausgeistern ihrer Art seltenen Geräuschlosigkeit, von der etwaigen Anwesenheit des Zimmerherrn aber nahm sie nur gerade so weit Notiz, daß sie seine Begrüßung brummend erwiderte und ihn nicht aus Versehen mit abstäubte oder hinauskehrte. Die Nichte blieb, wie der frühere Inhaber des Klaviers im letzten Flurzimmer, überhaupt unsichtbar. Sie schien sich durchaus in den Gemächern ihrer Tante zu halten, von denen der

Professor nach wie vor nur die Außenseite der Thüren kannte, und es stand seiner Phantasie frei, sie sich im Stile des Hauses als eine freundlichstrenge jungfräuliche Herbariumsblüte von einigen dreißig bis fünfundvierzig Jahren vorzustellen. Etwas inniger, aber doch auch im Stile des Hauses hatte sich das nachbarliche Verhältnis zu der Stiftsdame entwickelt, dank einer Mitteilung des Oberpedells Trautebier. Diesen Wackern fand der Professor am zweiten Tage nach seinem Einzug nachdenklich vor dem Blumentisch stehend, eine amtliche Aktenmappe unter dem Arm. „Was machen Sie denn hier?“ fragte er. Der Veteran strich sich den weißen Kaiserbart. „Eigentlich wollte ich dem Herrn Professor nur das hier zur gefälligen Unterschrift bringen,“ sagte er, „aber wenn ich mir das da so ansehe ...“ Er deutete auf den Blumentisch. „Lieben Sie die Myrtenbäumchen?“ fragte der Professor lächelnd. „Diese hier gewissermaßen ja,“ erwiderte der Alte ernsthaft. „Der Herr Professor kennt die Geschichte ja wohl nicht,“ fuhr er leiser, nach einem vorsichtigen Blick auf die geschlossene Flurthür fort. „Ich kenne sie auch nur genauer, weil ich damals mit dabei war, Anno 1848 am 9. April bei Bau, wo wir uns mit den Dänen schlugen, — ich bin ja geborener Holsteiner. Das war ein trauriger Tag, Herr Professor.

Ich bin ja noch mit einer Schramme abgekommen, habe dann hernach bei den Preußen kapituliert und erst Anno 64 bei Düppel meine Kugel ins Bein bekommen, — aber den jungen Baron Sieveneck, den traf's damals bei Bau, gleich anfangs. Schuß in den Kopf, — gleich hin. So ein schöner frischer junger Herr, — war ja noch sozusagen Student, hier von der Universität als Freiwilliger zu uns gestoßen, wie viele von den jungen Herren damals. Und sie war seine Verlobte. Wissen Sie, wir fanden hernach in seiner Brieftasche eine Daguerrotypie von ihr mit einem Zettel, da hatte seine Mutter einen Vers drauf gekritzelt, von dem Dichter Schenkendorf, der jetzt in Koblenz in den Rheinanlagen zu sehen ist, ich kann ihn noch auswendig:

„Ein deutsches Mädchen will als Braut
Den deutschen Helden grüßen;
Ich sah sie jüngst ein Myrtenkraut
Im Kämmerlein begießen.

„Na, das kam dann ja wohl anders, — er liegt da oben in Schleswig unter der Erde, mit all den anderen braven Jungen, und sie ist Stiftsdame und wohnt jetzt schon an die zwanzig Jahre hier drinnen. Vorher, hab' ich gehört, hat sie lange bei seiner Mutter gelebt, bis die starb, — die war nämlich vor Kummer

so was man sagt schwermütig geworden. . . .
Ja, das sind so Geschichten, Herr Professor.
Aber mit den Myrten da, das hat noch seine
besondere Bewandtnis. Es ist da hier in der
Stadt so ein Verein unter den Damen, zur
Ausstattung von tugendhaften armen Bräuten,
da ist das Fräulein von Gudenau ja wohl auch
bei, — sie gibt überhaupt viel Geld im stillen
an arme Leute. Und das ist nun so 'ne Idee
von ihr, jedesmal den Brautkranz, wenn sie
wieder eine so weit haben, den stiftet sie, und
am liebsten von ihren eigenen Bäumchen. —
Wenn der Herr Professor mir denn gütigst
Ihre Unterschrift geben wollten?"

Seit diesem Gespräch stand auch der Professor zuweilen nachdenklich vor den Myrten
still, und wenn er ihrer Pflegerin begegnete,
so grüßte er sehr verehrungsvoll. Sie erwiderte den Gruß aufs anmutigste, allmählich
spann sich auch ein Gespräch von einigen zwanzig
Worten daran, über das Wetter natürlich, und
einmal hob der Professor seiner Nachbarin die
Schere auf, die ihr entglitten war; das war
aber auch einstweilen der intimste Augenblick
ihres Verkehrs.

Es gab aber eine andere, erheblich jüngere
Dame, mit welcher der Professor Strömer ohne
ein einziges Wort mündlicher oder schriftlicher
Zwiesprach bereits in lebhaftem, für ihn höchst

anregendem Meinungsaustausch stand. Als durchaus unwissende Mittelsperson hatte dabei der Besitzer der roten Couleurmütze am zweiten Stützpfeiler des Auditoriums XI mitgeholfen, indem er nämlich vom 12. Mai an konsequent schwänzte. Der Professor mußte sich einen anderen Augenpunkt statt der roten Mütze suchen und fand ihn diesmal links neben dem ersten Stützpfeiler. Diesmal aber war's keine seelenlose Kopfbedeckung, vielmehr ein lebendiger Kopf mit sehr ausdrucksvollen Zügen und sprechenden Augen, welche sich an den Blick des dozierenden Herrn immer entschiedener gewöhnten und unvermerkt seinen ganzen Vortrag kritisch beeinflußten. Zumeist erzählte ihr stilles tiefes Leuchten dem Lehrer von einem verständnisvollen, dankbaren Zustimmen; er gewahrte ein Nicken, zugleich bescheiden und eifrig, bei mancher wichtigen Stelle des Vortrags, ein allerliebstes schalkhaftes Lächeln bei ironischen Zwischenbemerkungen, wie er sie halb im Selbstgespräch einzuflechten liebte, und mit der erhöhten Sicherheit des Schiffers, der das erhoffte Leuchtfeuer durch den Nebel begrüßt, steuerte er dann sein Schifflein weiter. Zuweilen aber kam's wie ein Not- oder Warnungssignal herüber, das ihn veranlaßte, zuletzt Gesagtes faßlicher, wohl auch vorsichtiger, minder einseitig zu wiederholen, bis man sich drüben wieder

mit seinem weiteren Kurs einverstanden zeigte. Und auch das blieb nicht völlig aus, daß ihm irgend ein Ausspruch, den er vielleicht für besonders geistvoll und weittreffend hielt, mit einem so anmutigen wie entschiedenen Lächeln unter Protest zurückgegeben wurde. Alsdann that der Professor, wozu sich ein Gelehrter sonst nicht einmal immer durch den Widerspruch anderer anerkannter Gelehrten bringen läßt, — er überlegte sich seine Meinung daheim noch einmal gründlich und fand, daß sie doch nicht so ganz unfehlbar sei. Er trug es der Gegenpartei nicht einmal nach, daß sie ihm zuerst ihre Zweifel an seiner Unfehlbarkeit bekundet hatte. Solche Großmut ist zwischen Gelehrten noch seltener und beinah nur zu begreifen, wenn schon eine gewisse persönliche Neigung für den Gegner mitspielt.

Mit besonderer Wärme hatte der Professor Strömer neuerdings mehrmals betont, daß er jedem Rat und Auskunft suchenden Mitgliede seiner Zuhörerschaft nach der Vorlesung gern im Sprechzimmer neben dem Auditorium XI zur Verfügung stehe. Auch seine weiblichen Hörer hatten nach und nach von dieser Einladung Gebrauch gemacht; er hatte sich dabei mit liebenswürdiger Sorgfalt den Namen von jeder dieser schon teilweis in höheren Lebenssemestern stehenden Damen nennen lassen und

in seinem Hörerverzeichnis angekreuzt, bis zuletzt nur noch eine ihres Kreuzchens und seiner Auskunft ermangelte. Leider war es gerade die Amtsnachfolgerin der roten Couleurmütze; aber der Professor wußte nun auf diesem Umwege wenigstens, daß sie Irene Scherer hieß und dem weitverbreiteten Volke der Lehrerinnen angehörte.

Im Besitze dieser Aufklärung lieh er sich sogleich nach dem Kolleg — es war am Montag vor Pfingsten — daheim von der Frau Bürgermeister das Adreßbuch. Fräulein Irene Scherer fehlte darin. Mit einem Blick hilfloser Enttäuschung reichte er seiner Wirtin das Buch zurück; „die kann ich doch auch nicht nach der Dame fragen," dachte er, „und woher sollte die sie auch kennen?" Die Frau Bürgermeister schien den hilflosen Blick auf eine gewisse zugänglich weiche Stimmung ihres Mietsherrn zu deuten. „Ach, Herr Professor," begann sie zögernd. „Sie haben wohl seit einigen Wochen sehr viel zu arbeiten? — Ich meine nur . . . weil Sie so sehr selten Klavier spielen."

Der Professor blickte sie mit einem ironischen Lächeln an, in welchem noch etwas von seinem Aerger über das Adreßbuch mitzuckte. „Ich spiele überhaupt nicht Klavier," sagte er.

„Ja, aber," erwiderte die alte Dame verblüfft, „weshalb haben Sie's denn gemietet?"

„Eben damit nicht drauf gespielt wird," antwortete der Professor mit grausamer Gelassenheit. „Diese Fingerseuche, wie sie heutzutag leider zur sogenannten Bildung gehört, hat mich schon aus zwei Wohnungen getrieben. Diesmal haben wir dem Uebel abgeholfen." — Und da die alte Dame noch immer so verwundert und betrübt auf das stumme Klavier starrte, fuhr er besänftigter fort: „Uebrigens wenn Sie so daran gewöhnt sind — nächsten Freitag gehe ich auf zehn Tage in die Ferien —, da können Sie meinethalben den Kasten so lange wieder hinüberschaffen lassen und meinem musikalischen Nachbarn vom andern Flurende Tag und Nacht zur Verfügung stellen."

„Ich danke Ihnen," sagte die Frau Bürgermeister kurz und verließ mit ihrem Adreßbuch das Zimmer. Der Professor lächelte mit befriedigtem Hohne hinter ihr her und streichelte sein stummes Klavier.

IV.

Mit den nächsten Tagen begannen die Pfingstferien, von denen das hohe vorgesetzte Ministerium nichts wissen will und die akademische Bürgerschaft um so mehr. Selbst von den vier strebsamen Zuhörerinnen des Professors Strömer fehlten am Donnerstag schon zwei. Die fünfte, unstrebsamere war zugegen, aber auch

sie ließ es heute an der rechten Stimmung oder Zustimmung fehlen. Es lag etwas ausgesprochen Zweifelsüchtiges in dem Gesichtsausdruck, mit dem sie dem Vortrag folgte, und streckenweise folgte sie anscheinend überhaupt nicht, kritzelte in ihrem Büchelchen herum oder betrachtete das Heft ihres ewig stenographierenden Nachbarn. Den Professor erschreckte das Verhalten seines Augenpunktes sehr. Er hatte sich gerade auf diese Vorlesung ordentlich gefreut, eine darin vorkommende Betrachtung über gewisse Tonmalereien des Dichters mit allerhand Zusätzen über verwandte musikalische Erscheinungen erweitert, weil er gemerkt zu haben glaubte, daß bei Irene Scherer solche Hinweise besonders sympathisch wiederklängen, — und nun versagte die Leitung auf einmal. Ein paarmal kam er völlig aus dem Text. Er war schließlich froh, sich mit dem wirkungsvollen Vortrag von zwei Klopstockschen Gedichten, dem auch Irene mit größerer Aufmerksamkeit lauschte, einen leidlichen Abgang zu sichern, um den doch, genau genommen, der Dichter mehr Verdienst hatte als der Professor.

Ziemlich wortkarg hörte er bei Tisch die Pfingstreisepläne seiner Berufs- und Tischgefährten an und ärgerte sich mehr als gewöhnlich über das „Junggesellenfutter“ des Gasthofs. Zu Hause vor dem Blumentisch traf er

Fräulein Adeline von Gudenau. Sie deutete freudig gerührt auf ein Myrtenbäumchen. „Sehen Sie doch nur die lieben kleinen Blütenknöspchen," sagte sie, „kann es etwas Süßeres geben? Das warme Wetter lockt sie hervor, es will nun endlich schön werden." — „Ja," entfuhr es dem Professor, „es ist scheußlich schwül heute." Die Stiftsdame verfärbte sich ein wenig über so grobe Worte ihres Freundes. Sie blickte mütterlich besorgt zu ihm auf: „Auch Ihnen wird die Ferienruhe gewiß wohlthun, Herr Professor, — Sie sehen etwas abgespannt aus." — „Das macht das Wetter," erwiderte er und empfahl sich mit kurzem Gruße.

Es war wirklich recht schwül, und, wie er merkte, in den Zimmern noch mehr als draußen. Nach einigen vergeblichen Arbeitsansätzen griff er seufzend wieder nach Strohhut und Spazierstock und schlenderte hinaus in den Waldpark, der sich mit vielen Aussichtspunkten und schön verschlungenen Wegen am Bergsaum über der Stadt hinzieht.

Hier, im einsamen Wandern, gelangte er zu einer geordneten Nachprüfung seines heutigen Kollegs. Sie nahm wunderlicherweise die Form einer regelrechten Disputation mit einer unsichtbaren, höchst hartnäckigen Gegnerin an; und dieser Disput beschäftigte den eifrigen Gelehrten so sehr, daß er gar nicht merkte, wie die Vogel-

stimmen im Gebüsch immer seltener, der Wind immer lauter, feuchter und die Beleuchtung immer fahler wurde. Plötzlich, mit einem wirkungsvoll einleitenden Blitz und Donnerschlag, brach es los, — ein Hagelgewitter von ungewöhnlicher Vollkommenheit. Dem Professor prasselte es auf den Strohhut wie ein Regen von Kieselsteinen. Rundspähend gewahrte er zum höchsten Glücke ein halb offenes Aussichtstempelchen, etwa zwanzig Schritt weiter am Wege, und mit der Hand vor den Augen stürzte er dem Asyl zu.

Der männlichen Eitelkeit — sie ist bekanntlich größer als die weibliche — ist es immer ein peinlich verwirrendes Gefühl, bei solchem sauve qui peut von Damenaugen bemerkt zu werden. Der Professor Ludwig Strömer hatte dies Gefühl selten so lebhaft empfunden wie jetzt, als ihm in dem Tempelchen Fräulein Irene Scherer freundlich lächelnd entgegentrat.

Durchaus unverlegen und unbehagelt stand sie vor ihm, in heller kurzärmeliger Sommerbluse, einen zierlichen, einfachen Strohhut auf dem Haupte. Hinter ihr auf der Rondellbank an der geschlossenen Tempelseite lagen die hellgraue Jacke, zwei lange Handschuhe, ein Sonnenschirm und ein Skizzenbuch; den langen Bleistift hielt sie noch in der Hand, wie ein Zauberstäbchen.

„Sie scheinen ja hier heimisch zu sein," sagte der Professor, um doch etwas zu sagen, während er sich mit dem Taschentuch den Schnurrbart trocknete.

„Ich wollte die Berge drüben skizzieren," erklärte sie unbefangen. Sie rückte ihre Sachen nach der Mitte zusammen, so daß ein Platz an der einen Ecke für ihn frei wurde, und setzte sich in die andere. „Aber es ist nichts geworden, — es war zu mächtig schön in dieser Beleuchtung vor dem Gewitter. Da kann man nur staunen und schauen."

„Jetzt kann man nicht mal mehr das," versetzte der Professor, noch immer ziemlich geistesabwesend. Die viel gerühmte Aussicht war völlig in ein dickes, fahles Wolkengrau verhüllt, das nur sekundenlang vom grellen Blitzlicht wiederflammte. Dazwischen krachte und rollte der Donner, unendlicher Hagel von der Größe junger Haselnüsse prasselte auf das Dach des Tempelchens, streute zahllose abgerissene Blätter und Zweige in den wirbelnden Wind und häufte sich auf dem Wege draußen zu einer dichten Eisdecke.

Die beiden blickten eine Weile schweigend auf das seltsam wilde Naturschauspiel. Der Professor guckte zwischendurch ein paarmal verstohlen besorgt nach seiner Gefährtin hin, wenn ein besonders greller Blitz ihn selber fast

erschreckt hatte. Sie saß ruhig, die Hände nach ihrer Gewohnheit leicht gefaltet. Einmal hob sie die Linke zur Schläfe, um ein vom Wind hereinverwehtes Blatt aus dem krausen Stirnhaar zu lösen. Dabei glitt der halblange Aermel noch weiter von dem Arme zurück, der überaus schön geformt war, rundlich-schlank und weich, aber nicht weichlich, und mit der gesunden Farbe frischer Jugend rosigweiß schimmerte. Alles an ihr, Haltung und Bewegungen wie der Blick ihrer Augen und die Umrisse des Gesichtes erschien dem heimlichen Beschauer gleichmäßig beseelt von dieser lässigen Anmut, unter welcher sich die unangekränkelte, stille Kraft rüstigster Jugend zu künftigen Lebenskämpfen ausruht, ohne sich zu verbergen. Sehr mächtig überkam ihn ein wunderliches Gefühl, das er sich doch noch mit seinem wahren Namen anzusprechen scheute und lieber nach der Weise gelehrter Männer in den Mantel einer allgemeinen Betrachtung wickelte. „Mein Gott,“ dachte er nur halb ironisch, „was soll das werden, wenn uns unsere so eifrig unterstützte Frauenbewegung nächstens noch viele solcher Hörerinnen und künftiger Kolleginnen zuschickt? Es wird schwer sein, mit ihnen zu disputieren. Sie haben ihre ganz besonderen Ueberzeugungsmittel, vor denen unsere Logik aufhört. Man wird sich schon die Augen zubinden müssen,

wie die Göttin der Gerechtigkeit, ehe man diese Examinandinnen ins Doktor- oder Staats-examen nimmt. Und zum Beispiel bei der da müßte man sich auch noch vorher die Ohren mit Wachs zustopfen, wie der weise Odysseus, damit sie einen nicht mit der Lieblichkeit ihrer Stimme zu ungerechter Milde verführt; — ja, aber wie soll man sie dann überhaupt noch examinieren? Da bleibt nur die schriftliche Prüfung. Es ist merkwürdig, daß mir diese Bedenken bei meinen Verhandlungen mit den eifrigsten Führerinnen der Frauenbewegung nie eingefallen sind. — „Das heißt," schloß er nach einem neuen Blick auf seine Nachbarin, — „eigentlich ist es doch nicht merkwürdig."

V.

Allgemach legte sich das Unwetter. Es hatte ausgewittert, das trübfahle Gewölk lichtete sich, dem Hagel folgte ein großtropfiger Sommer-regen, immerhin recht solid und fürs erste nicht zum Aufbruch einladend, doch kein Hindernis mehr für ein vernünftiges Gespräch.

„Sie sind Künstlerin?" fragte der Professor und deutete auf das Skizzenbuch. Lächelnd, ohne es zu öffnen, nahm sie es an sich und steckte es unter die Jacke, die sie eben angelegt hatte. „Ich wollte, ich wär's," sagte sie. „Mein Vater war es."

„Ach,“ rief er, „Sie sind eine Tochter Ernst Scherers?“ Er nannte einige Bilder des berühmten Landschaftsmalers, die er im Original kannte. Sie hörte freudig zu und ergänzte seine Schilderungen hier und da sachkundig. „Man merkt das Erbteil,“ sagte er. Sie schüttelte lachend den Kopf: „Ach nein,“ versetzte sie, „es langt nur gerade zur Zeichenlehrerin.“

„Sie unterrichten?“ fragte Ludwig Strömer weiter. Es durchzuckte ihn flüchtig, ob seine höchst negative malerische Begabung wohl ausreichen würde, sich ihr als Schüler anzubieten.

„Auch in neueren Sprachen,“ antwortete sie. „Ich bin an einer hiesigen Privatschule seit anfangs Frühjahr angestellt.“ Nun kamen sie recht ins Plaudern. Er deutete an, daß sie wohl um der Universität willen her verzogen sei. „Doch nicht,“ lächelte sie, „die Stelle wurde mir angeboten, und ich habe hier Verwandte. Ich höre ja auch nur bei Ihnen, die drei Stunden wöchentlich. Daß man jetzt uns Frauen das Thörchen zum akademischen Studium ein klein wenig geöffnet hat, finde ich ganz nett, aber es werden doch immer nur Ausnahmenaturen sein, die sich wirklich ganz der Wissenschaft widmen. Ich bin keine, und so zum bloßen dilettantischen Herumhören habe ich keine Zeit noch Neigung. Am besten wär's, glaub' ich, man machte dem ganzen Streit ein

Ende und stellte die Universität den Mädchen wie den jungen Männern frei, dann würden sich die Dilettantinnen und Neuheitssüchtigen bald von selber verlieren, und den paar Unnormalen wäre auch geholfen."

Der Professor schüttelte zu solchem Radikalismus bedenklich den Kopf, aber er freute sich doch sehr, daß sie ihre eigene Meinung hatte und so unbefangen aussprach. „Darf ich fragen," sagte er, „was Sie denn veranlaßte, gerade mein Kolleg zu bevorzugen?"

„Doch wohl der Gegenstand," antwortete sie lächelnd. „Mein Vater liebte Klopstock besonders und hat mit mir viele von seinen Oden durchgenommen."

„Jedenfalls wünschte ich mir viele Zuhörer wie Sie," sagte der Professor eifrig. „Es ist für den Dozenten nichts erfreulicher, als eine Aufmerksamkeit zu finden, die mit selbständigem Anteil folgt und auch wohl einmal anderer Ansicht bleibt. Heute vormittag, bei meinem musikalischen Exkurs, kam es mir vor, als ob Sie anderer Ansicht wären, und ich hätte Sie am liebsten gleich gefragt."

Fräulein Irene Scherer errötete und blickte verwirrt lächelnd auf ihre Hände. Dann fragte sie, mit einem entschlossenen Aufblicken: „Lieben Sie die Musik, Herr Professor?"

„Darauf glaube ich Ja antworten zu dür-

fen," sagte Ludwig Strömer. „Ich habe schon von meinen Schülerjahren her viel und gern gute Musik in guter Wiedergabe gehört. In meinen Studien wie in meinen Schriften und Vorträgen zur neueren Litteratur pflege ich mit besonderer Vorliebe den Wechselbeziehungen zwischen der Poesie und der Musik einer bestimmten Zeit nachzugehen, — wie Sie ja wohl schon bemerkt haben. Hätten Sie mich aber gefragt, ob ich musikalisch sei, so müßte ich wohl nein sagen. Als Schuljunge habe ich ein paar Jahre lang bei völlig mangelnder Anlage zum Virtuosen die übliche Klavierdressur mitgemacht und davon immerhin den Nutzen behalten, daß ich die geläufigsten Kunstausdrücke verstehe, Noten lesen kann und so weiter. Seitdem aber bin ich im üblichen Sinne des Wortes nicht musikalisch, das heißt, ich spiele selber kein Instrument und werde kribblig, wenn ich einen geschätzten Mitmenschen schlecht, — ich meine mechanisch, seelenlos spielen höre. Das ist, fürcht' ich, eine unmoderne und für den Inhaber oft unbequeme Eigenschaft. Von solchen Abendgesellschaften und dergleichen, in denen der Mangel an Geist durch musikalisches Geräusch gedeckt wird, kann man sich ja höflich fernhalten. Aber wenn es, wie in meiner früheren Wohnung, dem bösen Zimmernachbar gefällt, täglich fünf bis sechs Stunden seine

Handmuskeln an unverstandenen Chopinschen Balladen und Tänzen zu üben, dann kann der Beste nicht in Frieden wohnen und muß halt ausziehen. Nun, Not macht erfinderisch, — ich habe jetzt ein Mittel ersonnen, das zu helfen scheint, — nämlich ich habe meiner Wirtin das einzige Klavier, das sich in ihren Räumen vorfand, von vornherein abgemietet und bewahre es sorgsam verschlossen neben meinem Schreibtisch."

Der Professor blickte behaglich lächelnd nach seiner Gefährtin hinüber, die mit gesenktem Antlitz zugehört hatte. Auch sie lächelte flüchtig, aber es sah nicht nach Beistimmung aus. „Das Mittel mag als solches gut sein," sagte sie, „aber ich weiß doch nicht, ob ich es loben darf. Denken Sie doch mal, — der Fall ist ja sehr möglich, — wenn Sie bei armen Leuten wohnten, die auf der Welt wenig andere Freude haben als ein bißchen Hausmusik, — denen hätten Sie dann um eine Summe, die für Sie unbedeutend ist, ihr edelstes Vergnügen abgefeilscht!"

Ludwig Strömer blickte überrascht und belustigt auf. „Ein bißchen schrullig ist sie doch, diese kleine Denkerin," sagte er bei sich. Laut aber erwiderte er: „Das trifft jedenfalls hier nicht zu. Meine Wirtsleute sind ein paar ältere Damen, die sehr zurückgezogen, aber anschei-

nend gar nicht dürftig leben, — und übrigens hatten sie das Klavier auch bisher an einen anderen Zimmerherrn vermietet, irgend einen Studenten, der nach Lage und Preis der Wohnung auch nicht zu den Aermsten der Universität gehören dürfte."

Irene Scherer preßte die Lippen zusammen und errötete, vor Eifer vermutlich. „Aber denken Sie mal," begann sie hartnäckig, „wenn Sie Ihre Wirtin einschließlich jenes anderen Zimmerherrn auf andere Weise enttäuscht hätten? Es sind vielleicht Leute, die auch gern bessere Musik hören, als sie selber machen können, und die Ihnen darum das so energisch geforderte Klavier abtraten in der Hoffnung, hin und wieder heimlich einem Meistervortrag lauschen zu dürfen ..."

Diesmal lachte der Professor geradezu. „Verzeihen Sie, mein Fräulein," rief er, „aber Sie sind wirklich eine Künstlerin! Nebst Ihrer zeichnerischen Gabe besitzen Sie auch, wie ich merke, noch in ganz hervorragendem Maße die novellistische Begabung, — die Lust zu fabulieren ... Nein, beruhigen Sie sich: ich habe zwar im allgemeinen nie nachgefragt, was die Leute mir im Guten und Bösen zutrauen, aber das glaube ich bis zur Erbringung des Gegenbeweises getrost voraussetzen zu dürfen, daß mich keiner für einen heimlichen Hans von Bülow

oder Rubinstein hält, — trotz der musikgeschicht-
lichen Weisheit, die ich gelegentlich im Kolleg
auskrame, und trotz meiner ehrlichsten Begeiste-
rung für Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beet-
hoven, und dann vor allem Schubert, und
so fort — nota bene, wenn sie gut gespielt
werden ...“

Fräulein Irene Scherer erhob sich schwei-
gend, resigniert, aber wie es schien nicht über-
zeugt, und rüstete sich zum Fortgehen; denn
der Regen hatte nun aufgehört, ein erster
Sonnenschein floß wieder milde zwischen dem
zerflatternden Gewölk durch und ermunterte
die Waldvögel zu neuem Wettgesang. Die Luft
war köstlich abgekühlt und von würzigen Düften
erfüllt.

Auch der Professor hatte sich erhoben. „Uebri-
gens,“ sagte er, „ich bitte um Gerechtigkeit, —
was ich thun konnte, hab' ich gethan. Ich
habe meiner Wirtin erst dieser Tage ausdrück-
lich angeboten, während meiner Ferienreise
das Klavier seinem früheren Bearbeiter wieder
zuzustellen. Da mag er darauf wüten, so viel
er Lust hat.“

Sie lachte begütigt, mit einem leisen, silber-
hellen Lachen. „Das wird er denn wohl auch
thun,“ sagte sie.

VI.

Inzwischen waren sie auf den Weg hinausgetreten. Irene schlug die Richtung zur Stadt ein. Sie nahm es unbefangen hin, daß sich der Professor auch jetzt an ihrer Seite hielt, und ebenso unbefangen dankend ließ sie sich beim Ueberschreiten einiger noch von halbgeschmolzenen Eisstückchen überfüllten Querrinnsel seine stützende Hand gefallen. Zwischendurch hörte sie mit einer Freude, die ihm sehr wohl that, der lobenden Schilderung seiner neuen Wohnung und des ganzen alten Hauses zu. „Und das freut mich ganz besonders," sagte er unter anderem, „daß die Leute so durchaus keine zudringlichen Allüren haben. Ein Mietsverhältnis kann ja, wie jeder andere Zufall, den Anlaß zur intimsten Freundschaft abgeben, aber es an sich schon als zwingenden Grund zu einem freundschaftlichen Verkehr zu nehmen, das halte ich für kleinbürgerliche Taktlosigkeit. Es ist an sich ein reines Geschäftsverhältnis. Je nachdem die Persönlichkeiten hüben und drüben sind, mag und wird sich der lebensfähige Keim eines familiären Verhältnisses entwickeln, aber es ist zwecklos und störend, ihn durch plumpe Aufdringlichkeit herauslocken zu wollen."

Irene Scherer nickte ernsthaft. „Ja," sagte

sie, „so hab' ich's auch immer gehalten, und ich sehe immer mehr, daß es das Richtige ist." Sie erriet den Sinn des verwunderten Blickes, mit dem er sie von der Seite betrachtete. „Wir Mädchen kommen manchmal früher zu der vielgepriesenen Selbständigkeit, Herr Professor," fuhr sie lächelnd fort. „Seit meinem neunzehnten Jahre, — das sind nun bald vier Jahre, — bin ich Lehrerin und habe in diesen vier Jahren ausgerechnet ebensoviel Chambres garnies bewohnt, erst in Düsseldorf — und dann hier. Es gibt allerhand Wirtsleute — und Nebenmieter, — das kann unsereins bestätigen."

„Jedenfalls hab' ich's selten so gut getroffen," versetzte der Professor. „Die alte Dame mag ihre wunderlichen Seiten haben, aber es steckt etwas ausgesprochen Feines in ihr, das wohl nicht erst mit der Ansiedelung in dem Palazzo des hochseligen Kurfürsten oder seines Koadjutors über sie gekommen ist. Die andere, die Nichte, ist mir ja überhaupt etwas sagenhaft. Vermutlich besorgt sie für ihre Tante, die übrigens auch noch einen erfreulich rüstigen Eindruck macht, die laufenden Geschäfte in Haus und Küche, und dann habe ich allen Respekt vor ihr. Die Damen führen sogar einen ganz leidlichen Weinkeller. Und erst vorgestern abend, als ich mich nicht gern von meiner Arbeit trennen wollte, hab' ich Frau Wormwedel um

ein Abendbrot angegangen, und da hat sie mir, trotz der kleinen Klavierverstimmung zwischen uns, durch die Aufwärterin ein garniertes Schnitzel gewidmet, das mit unseren Gasthofschnitzeln gar nicht zu verwechseln war und der Verfasserin alle Ehre machte."

Fräulein Irene Scherer bückte sich nach einigen verspäteten Primeln. „So," sagte sie, während sie die goldigen Blumen aus dem feuchten Grase pflückte, „also das hat Ihnen geschmeckt? Ja, das weiß ich von meinem Vater und seinen Freunden her, — Künstler sehen beim Essen auf die Qualität, sie sind ein dankbares Publikum für uns Frauen. Bei den Gelehrten soll es ja wohl nicht immer so sein."

„Aber erlauben Sie," fragte der Professor, „zu welchem dieser beiden Berufskreise rechnen Sie mich denn?"

„Doch wohl zuerst zu den Künstlern," sagte sie ruhig weiterschreitend, „wenn Sie auch noch keinen Band Gedichte herausgegeben haben sollten. Ich meine, wer es wagt und versteht, anderen Leuten von Berufs wegen die Poesie auszulegen, der muß vor allem den inneren Dichter in sich fühlen. Ohne das möchte ich mir keinen Lehrer für neuere Litteratur denken."

„So," sagte der Professor Ludwig Strömer nachdenkend. „Na, wissen Sie, — ich fürchte

aber, es gibt solche. Sogar sehr gelehrte, denen nichts fehlt als das poetische Gefühl, — der innere Dichter, wie Sie es nannten."

„Das muß schrecklich sein," sagte sie.

„Was dabei herauskommt, ist allerdings schrecklich," versicherte der Professor mit der ganzen Herzlichkeit eines deutschen Gelehrten, der den Stab über eine Bande von Kollegen bricht.

„Ja," erwiderte Irene Scherer etwas zerstreut, an ihren Blumen herumordnend, — „und wie ist es denn mit dem anderen Zimmerherrn, der früher das Klavier hatte, sind Sie mit dem auch zufrieden?"

„Wenigstens kann ich nicht über ihn klagen," sagte der Professor behaglich. „Er muß entweder ein Genie in der Solidität sein, oder im Gegenteil. Denn sehen Sie: die Hintertreppe, von der ich Ihnen vorher sprach, ist nach zehn Uhr nicht mehr zugänglich, weil dann der Hof geschlossen wird. Nun arbeite oder lese ich zumeist abends noch lange, aber ich bin noch niemals in diesen dritthalb Wochen durch unsichere, polternde Schritte und ähnliche alkoholisch beeinflußte Heimfahrergeräusche auf dem Flur gestört worden. Also entweder kneipt dieser Kommilitone bis in den frühen Morgen, wo ich mich eines fast unstörbaren Schlafs erfreue, oder er kneipt überhaupt nicht."

Fräulein Irene Scherer ließ wieder ihr silbernes Lachen hören, diesmal so herzlich und anhaltend, daß auch der Professor mit männlichem Gelächter einstimmte. Trefflich klang es zusammen. Der Professor faßte sich zuerst. „Uebrigens unmöglich wär's ja nicht," meinte er, „daß sich dieser Herr schon vor zehn Uhr in einer Verfassung befindet, die es ihm erschwert, noch weitere auswärtige Quellen aufzusuchen."

„Dann ist es doch gewiß sehr gut, wenn Sie ihm einstweilen sein Klavier wiedergeben," versetzte sie, und das Lachduett wiederholte sich. Plötzlich aber brach die silberne Tonreihe ab. Irene Scherer deutete auf den Boden und bückte sich. Dort lag ein winziger grauer Vogel mit schwarzem Käppchen, tot und steif, die kleinen Beinchen krampfhaft angezogen.

„Ein Schwarzköpfchen," sagte der Professor. „Armes Tierchen! der Hagel hat es erschlagen."

„Ja," sagte sie leise. „Und es ist jetzt eben die Zeit, wo ihre Jungen ausschlüpfen." Sie faßte die kleine Leiche und legte sie behutsam, als wär's ein Lebendes, Wehrloses, seitab ins Gras. Als sie sich wieder aufrichtete, gewahrte der Professor die Thränen in ihren Augen. Es durchschütterte seine Seele. „Der Muttertrieb," empfand er. „O wie heilig ist das Weib!"

Nach einer Weile hatte sie sich gefaßt. Sie

erzählte von ihrem Vater, der sie früh auf manche Studienwanderungen in Wald und Moor mitgenommen, sie mit Tieren und Blumen angefreundet habe, und tauschte dafür verwandte Erinnerungen ein von dem großen elterlichen Gute, auf dem er seine Knabenferien verbracht hatte. Unter solchem Geplauder schritten sie aus dem Walde, thalab, in die erste Straße der Vorstadt hinein. An der Ecke hielt abfahrtbereit ein Pferdebahnwagen. Irene reichte ihrem Geleitsherrn die Rechte: „Ich darf Sie nicht weiter bemühen, Herr Professor," sagte sie, „vielen Dank für Ihre freundliche Begleitung!" Sie neigte lächelnd ihr Haupt und sprang leichtfüßig auf. Der Kutscher klingelte, der Wagen fuhr ab, und der Professor blickte ihm mit einer ganz unprofessorischen Mischung von Verblüfftheit und Wohlgefallen nach.

Nach einiger Zeit sah er auf die Uhr und überlegte. Schaudernd wich er vor dem Gedanken zurück, jetzt sein „ödes Heim" aufzusuchen, womöglich auf dem Flur dem Zimmerstudenten von der Hintertreppe oder der sagenhaften Nichte zu begegnen. Flüchtig lockte es ihn, zurück in den Wald zu steigen, dort ihre ganze Wanderung in umgekehrter Folge nochmals zu durchleben. Aber was war ihm ein Wald mit toten Singvögeln ohne Irene Scherer?

Und so besann er sich schließlich auf das Zigarren-etui in seiner Tasche und auf eine in akademischen Kreisen von alters her wohlberufene halb ländliche Weinschenke, ganz in der Nähe. In dieser sahen ihn glaubenswerte Männer bis tief in den Abend hinein einsam sitzen, zechend, rauchend und ersichtlich über die tiefsten Fragen nachdenkend.

VII.

Allzu angestrengtes Nachdenken führt bekanntlich nicht weit, selbst wenn einer dazu zwei Flaschen Rheinwein trinkt, eine größere Portion ländlichen Sauerbraten mit Salat verspeist und einige Zigarren raucht. Als der Professor Ludwig Strömer an diesem Abend zur Ruhe ging, war er zur Erkenntnis gelangt, daß er sich erstens in seiner Unterhaltung mit Fräulein Irene Scherer verschiedene Male sehr dumm angestellt habe, zweitens noch immer nichts von ihrer Wohnung und ihrem sonstigen Verkehr wisse und drittens nie zuvor einem „solchen Mädchen“ begegnet sei, — wobei er das liebe Wort Mädchen mit zahlreichen schmückenden Beiwörtern ausstattete. Das waren drei Thatsachen auf einmal, aber als Ergebnis eines so langen Nachdenkens boten sie doch eigentlich wenig Neues. Immerhin verhalfen

sie dem Professor zu zahlreichen Traumbildern in der Nacht und zu einer wunderlichen, aus Wonne und Wehmut gemischten Stimmung beim Erwachen.

Uebrigens hatte er sich verschlafen und brauchte alle Eile, um noch rechtzeitig mit seiner wohlgepackten Touristentasche zum Zuge um elf Uhr dreizehn Minuten zu kommen. Er hatte sich seit Wochen und Monaten auf die heurige Pfingstwanderung durchs Mosel- und Eifelland rechtschaffen gefreut. Nun kam's ihm, ob es doch nicht besser sei, zu edleren Zwecken daheim zu bleiben und zum Beispiel gleich heut vormittag durch geschickt-unauffällige Paraden vor den verschiedenen Privatschulen der Stadt festzustellen, welche dieser Anstalten das unverdiente Glück habe, Fräulein Irene Scherer täglich zu besitzen? Aber er widerstand der Versuchung. „So ein Sekundanereinfall," brummte er, — „und dann haben sie ja dort jetzt auch Ferien. — Wer weiß, am Ende begegnen wir uns auf dem Bahnhof oder auf der Reise!" Dieser neue Einfall ließ ihm den schon halb bereuten Reiseplan sogleich wieder glänzend einleuchten.

Beim Abschiedsrundblick auf seine Möbel fiel ihm sein Versprechen an Frau Wormwedel ein. Lachend steckte er den Schlüssel auf das stumme Klavier. Er konnte sich nicht enthalten,

den Deckel zurückzuklappen und einige Accorde zu greifen, sehr laut und ziemlich falsch. Auf Frau Wormwedel schienen die Töne ähnlich wie auf Delphine zu wirken, — als der Professor hinaustrat, stand sie an der Flurecke und lächelte ihn versöhnt, fast schalkhaft an. Munter verabschiedete er sich von ihr, tauschte im Vorbeigehen mit der Stiftsdame die schönsten Wünsche für ein recht gesegnetes Pfingstfest aus und eilte zur Bahn.

Dort war großes Gedränge. Unzählige Bewohner der Musenstadt hatten denselben schlauen Einfall gehabt wie der Professor Strömer, ihren Pfingstausflug schon heute anzutreten, um dem morgigen „Trubel" zu entgehen; infolgedessen fing der Trubel schon heute an. Der Professor seufzte erleichtert, als er sich endlich auf dem letzten freien Platz seines Coupés zurechtrückte. Da begrüßte ihn vom gegenüberliegenden Platze mit erfreutem Lächeln ein bekanntes Gesicht.

Irene Scherer war es nicht, aber auch eine seiner Hörerinnen, und sogar die älteste, Fräulein Lili Bär, die er wie die ganze Stadt schon seit Jahren kannte; denn als vielseitig gebildetes unabhängiges Fräulein von großem Wohlstand und Thatendrang war sie sozusagen Komiteedame von Beruf, eine unermüdliche Werberin für alle möglichen Vereine mit niedrigem

Jahresbeitrag und hohen Zwecken. Leider paßte ihre Erscheinung weniger zum Vornamen als zum Zunamen, eine ungeschlachte Gestalt mit einem nicht dummen, aber plumpen und unfeinen Gesicht. Sie sprach sehr rasch und laut, ja polterig, mit einer auffallend tiefen, rauhen Stimme, auch trug sie kurze Haare und ausgesucht unzierliche, nur unter dem sogenannten praktischen Gesichtspunkt zu würdigende Kleidung. Dies entsprach ihrer Auffassung der „Frauenbewegung", aber den Reiz ihrer Gesellschaft erhöhte es nicht. Von einer gewissen Eitelkeit war sie gleichwohl nicht frei; es that ihr sichtlich wohl, vor den Mitreisenden sich mit dem Professor unter häufiger Betonung seines Amtstitels recht gelehrt zu unterhalten und dabei auch ihre Verdienste nicht zu vergessen. „Ja, Sie haben es gut," sagte sie „mich läßt die Arbeit im ganzen Jahr keine Woche lang frei. Bin jetzt unterwegs nach Zürich zum ersten Jahreskongreß der ‚Internationalen Kulturliga'. Soll da einen Vortrag in französischer Sprache halten, über die Frau der Zukunft als Gattin, Mutter und Hausherrin. Hier das Manuskript." Sie deutete auf ein dickes Schreibheft, das übel zerknittert und abgegriffen auf ihrem Schoße lag. Die Mitreisenden, zumeist ältere Herren, verbargen ihre Heiterkeit nur zur Not. Der Professor ärgerte sich herz-

lich, er begnügte sich, hier und da sein Ja und Nein in den Sturzbach der Geschwätzigkeit zu werfen. Aber diese Geschwätzigkeit selbst brachte ihn auf einen glücklichen Einfall. „Die kennt alles," dachte er, „die muß auch Irene kennen." Und da die anderen Reisenden auf der nächsten Station bis auf einen ausstiegen, schob er beim ersten Anlaß seine Frage ein: „Sagen Sie mal, wer ist denn eigentlich die eine Hörerin in meinem Kolleg, — wissen Sie, eine junge Dame, blond, immer in hellen Farben gekleidet . . ."

Fräulein Lili Bär sah ihn erstaunt an. „Meinen doch nicht Fräulein Scherer?" fragte sie.

„Den Namen weiß ich ja eben nicht," sagte der Professor. „Sie sitzt gewöhnlich auf der Bankecke, neben dem ersten Stützpfeiler . . ."

„Na ja, ja, also Fräulein Scherer . . . Aber die kennen Sie doch, Herr Professor?" Lili Bär sah ihn groß an und enthüllte freundlich grinsend ihre riesigen Schneidezähne.

Der Professor errötete heftig. „Das soll eine Anspielung sein," dachte er, „gewiß hat dieses Untier uns gestern zusammen gesehen und denkt sich nun wer weiß was." — „Woher soll ich sie denn kennen?" fragte er möglichst harmlos.

„Kennen sie wirklich nicht? wirklich Fräu-

lein Scherer nicht? Fräulein Irene Scherer!!?"
Lili Bär brach in ein kollerndes Gelächter aus.
„Aber bester Herr Professor, — wohnen ja seit
drei Wochen bei ihr!"

Der Professor starrte sie verständnislos an.
„Wer?" stotterte er, — „ich? bei Irene — bei
Fräulein Irene Scherer?"

„Na, ja ja, — oder bei ihrer Tante, Frau
— Frau Bürgermeister Worpswede — ganz
recht Worpswede, was? Wohnen da seit drei —
drei Wochen und kennen die Nichte Ihrer
Wirtin nicht? Märchenhaft, mein lieber Professor."

Ludwig Strömer nahm sich mit rühmlicher
Willenskraft zusammen. „Ich habe leider nicht
den Vorzug, mit der Familie meiner Wirtin
näher bekannt zu sein," sagte er. „Wissen Sie
es denn auch sicher?"

Lili Bär kollerte noch herzlicher und wischte
sich mit dem Taschentuch über die erhitzten
Wangen. „Sind köstlich, mein lieber Professor.
War ja erst vorige Woche mit ihr zusammen
zum Kaffee bei ihrer Prinzipalin, meiner lieben
Freundin Frau Direktor Hamsterhahn. Unter
uns gesagt, — war da Zeuge, wie das junge
Mädchen von verschiedenen Damen sehr um
den Vorzug einer solchen Hausgenossenschaft
beneidet wurde. Sehr!! Hat ja wohl selbst
keinen Begriff für so was. Ganz oberflächliches

Ding, — nichtssagend. Als Unterrichtskraft vielleicht mitzuverwerten, — aber modernes geistiges Streben? Sinn für wahre weibliche Ideale?! keine Spur. Kei—ne Spuur!! Passabel hübsch, gebe ich zu, — so was die Männer hübsch finden. Wissen Sie, mein lieber Herr Professor ..." Lili Bär hob mahnend ihren dicken Zeigefinger auf — „mir könnte da beinah ein Gedanke kommen ...! Kennen sie wirklich nicht?"

Der Professor runzelte die Stirn. „Aber, mein Fräulein," sagte er, „ich muß in der That dringend bitten ..."

„Na ja," plädderte Lili Bär weiter, „— revoziere, depreziere! Sie sind ein gereifter Mann, bester Professor. Aber sonst — man weiß, wie leicht die Herren der Schöpfung zu unterjochen sind ... wenn ich mir dächte, daß so ein junger Herr da wohnte, wie sie in der Regel sind ... Daß Sie mit diesen Damen nicht näher verkehren, begreife ich ja am Ende ..."

Den Professor überkam plötzlich eine eifersüchtige Neugier. „Wohnt denn eigentlich außer mir noch jemand bei Frau Wormwedel?" fragte er vorsichtig heuchelnd.

Lili Bär sah ihn verwundert an. „Ne," versetzte sie, — „wo sollte der denn auch wohnen? Habe mich ja erst vor vierzehn Tagen persönlich orientiert, als wir bei den Damen

für den Beitritt zu unserem Reformklub agitierten, — natürlich vergeblich. Rechts Ihre Wohnung, in der Mitte Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und so weiter von Frau Wormspeter, — hinten an der anderen Ecke Arbeitszimmer von Fräulein Scherer, — Korridor ex! — Möchte wissen, was so was zu Hause groß arbeitet!"

„Jawohl," sagte der Professor zerstreut, mit einem ganzen Wetterleuchten von Gefühlen in seinen Zügen. Lili Bär achtete nicht darauf. „Ja," zählte sie weiter auf, „dann wohnt noch auf dem anderen Flur diese Stiftsdame, — werden Sie erst recht nicht kennen. Gute Person, aber rein antiquarisch, ohne jedes Interesse, — schon mehr imbecille. Und so was hielt man früher für weibliche Bildung!"

„Jawohl," erwiderte der Professor wieder. Lili Bär verlangte nichts mehr, sie war jetzt in das Fahrwasser ihres Vortrags geraten und schaufelte mit Vollkraft voraus. Nach einigen Minuten fuhr der Zug langsamer. Der Professor erhob sich und griff ins Gepäcknetz nach seiner Tasche.

„Nanu," rief Lili Bär, „ich dächte, Sie fahren bis Koblenz mit?"

„Verzeihen Sie, mein Fräulein," erwiderte der Professor, aus dem Fenster winkend, „ich

sehe da eben einen alten Freund, der jetzt hier als guatemalischer Oberst außer Dienst lebt und es mir nie verzeihen würde, wenn ich ihm vorüberführe. Da muß ich schon einen Zug überschlagen und darauf verzichten, Sie noch länger dem Studium Ihres Vortrags zu entziehen."

VIII.

Ungefähr drei Stunden später schritt der Professor Ludwig Strömer wieder die breite Treppe in dem alten Barockpalazzo hinauf. Ausgerechnet hundertunddreißig Minuten hatte er zur Strafe seiner Notlüge auf der kleinen Zwischenstation stillsitzen müssen. Er hatte während dieser Zeit seine Gelassenheit hinlänglich wieder gefunden, um sogar ein angebliches Beefsteak des Bahnhofswirtes ohne nachhaltigen Widerspruch zur Hälfte aufzuknabbern und mit einer Flasche Moselwein nachzuspülen. Aber die letzte Treppenstrecke legte er doch fast im Sturmlauf zurück, immer zwei Stufen auf einmal.

Der große Vorplatz lag im freundlichsten Nachmittagssonnenschein. An den Myrtenbäumchen der Stiftsdame flimmerten zwischen den Knospen und Blättchen einzelne halberschlossene weiße Blüten. Und durch die offenen

Flurfenster der Frau Bürgermeister klang gedämpft, doch deutlich eine liebliche Musik. Das stumme Klavier war lebendig geworden und ließ eben das Adagio aus einer Schubertschen Klaviersonate hören, — nicht meisterlich, noch gar virtuos gespielt, doch mit feinstem Gefühl.

Ludwig Strömer blieb aufatmend vor der geschlossenen Flurthür stehen und lauschte eine Weile dieser Musik, die in ihrer „himmlischen Länge" so wunderlich zu dem sonnigen Stillleben dieser hohen, luftigen, altfränkischen Räume stimmte. Fast zögernd rührte er die Klingel. Das Spiel brach ab, die Zimmerthür des Professors öffnete sich und gleich darauf die Flurthür.

„Ach, da sind Sie endlich," sagte die Frau Bürgermeisterin, — „aber, mein Gott, sind Sie das, Herr Professor? Ich dachte, es wären die Arbeiter, die uns das Klavier herübertragen sollen, — Sie waren ja so freundlich zu erlauben ... Aber sind Sie denn noch nicht abgereist?"

„Im Gegenteil, — ich bin schon wieder da," sagte der Professor, schüttelte der Frau Bürgermeisterin die Hand und schritt an ihr vorüber, auf Irene zu. Sie stand unter der Thür seines Zimmers wie in einem Rahmen, sehr verwirrt und errötend, doch mit einem leisen lustigen

Zucken um die Lippen. Hinter ihr lächelte das Klavier mit seinen blanken Tastenzähnen freundlich vor.

„Verzeihen Sie vielmals, Herr Professor," begann die Frau Bürgermeisterin wieder, — „die Leute lassen so lange auf sich warten, sie sollten schon um zwei Uhr da sein, — da haben wir es schon selber versucht, aber es ging doch nicht, und da konnte meine Nichte nicht widerstehen, — ach Gott, ich glaube, ich habe die Bekanntschaft noch gar nicht vermittelt —"

Sie faßte vorstellend Irenes Linke. „Ich habe bereits den Vorzug gehabt, verehrte Frau," sagte der Professor, „wenn ich auch leider nicht wußte, wie nahe wir einander standen." Irene lachte ein wenig und reichte ihm nickend ihre freie Hand. „Ich freue mich, dann auch zugleich den Herrn vom anderen Flurende endlich kennen zu lernen," fügte er hinzu und sah ihr glücklich lächelnd ins Gesicht.

„Aber woher wissen Sie auf einmal —" stammelte sie verwundert.

„Ja, siehst du, das hast du nun davon," bemerkte die Tante. „Sie ist nämlich eigentlich allein daran schuld, Herr Professor. Erst, wie der Herr Pedell hier angefragt hatte und ich ihr davon erzählte, da war sie gleich Feuer

und Flamme, wie man so sagt, und bat ordentlich, ich sollte Ihnen doch ihr Klavier geben, Sie sprächen so wunderschön über Musik und könnten gewiß ganz anders spielen, — ja, was willst du denn, Kind? es ist ja doch wahr, was ich sage, — und hernach, wie Sie uns, ich darf wohl sagen, darin etwas enttäuschten, da hatte sie auch wieder ihren eigenen Kopf und verbot mir's ordentlich, daß ich Ihnen Ihren Irrtum wegen des Herrn vom anderen Flurende benähme, — es wäre noch ein Glück, sagte sie, so brauchte sie sich zu dem Aerger wenigstens nicht auch noch zu schämen —"

„Tante!" sagte Irene flehend.

„Ach was," erwiderte die Tante etwas unwirsch, „es geschieht dir ganz recht, wenn der Herr Professor die Geschichte gleich ordentlich erfährt ... Wie lang ist es denn her, — erst vorigen Montag, da sagtest du noch: ‚In acht Wochen ist das Semester herum, da kannst du ihm ja weismachen, der Herr wäre ausgezogen und ich wohnte jetzt auf dem Zimmer, — und dann schaff' ich mir aber auch ein anderes Klavier an, dann kann der Herr Professor sein stummes Klavier beherbergen und über Musik reden so lang er will, mir kann es gleich sein ...'"

„Tante!" wiederholte Irene mit einem Blick,

der ausreichte, einen Kannibalen zum Vegetarier zu bekehren.

Der Professor Ludwig Strömer konnte sie nicht länger leiden sehen. Tröstend ergriff er ihre Hand. „Beruhigen Sie sich, mein Fräulein,“ sagte er. „Ihre verehrte Frau Tante kann ja nicht völlig überblicken, wie sehr wir unsere Handlungsweise in dieser vertrackten Geschichte nach unserem gestrigen Meinungsaustausch zu würdigen wissen. Sie waren sehr gütig gegen mich; — Sie würden diese Güte krönen, wenn Sie mir gestatten wollten, daß ich das stumme Klavier dem Herrn vom anderen Flurende zurückgebe und dafür bisweilen zuhören darf, wenn er Ihrer verehrten Frau Tante darauf etwas vorspielt.“

IX.

Am 4. August, elf Tage vor dem amtlich vorgeschriebenen Semesterschluß, schloß sich das Semester wie üblich von selber in der einfachsten Weise, — es kam kein Student mehr, um zu hören, und folglich auch kein Professor mehr, um zu lesen. Dagegen kam der Professor Ludwig Strömer an diesem Tage mit einer besonderen Bitte auf die Amtsstube des Oberpedellen: „Hören Sie mal, Trautebier,“ sagte er, „rauchen Sie nur ruhig weiter, — Sie müssen mir mal wieder eine Wohnung

schaffen. So auf drei Monat etwa, und möglichst nah bei meiner jetzigen."

„Nanu," sagte der Oberpedell, „gefällt es Ihnen in dem Quartier auch schon nicht mehr, Herr Professor?"

„Im Gegenteil," erwiderte der Professor lächelnd, „es gibt dort etwas, was mir zu gut gefällt. Die Nichte meiner Hauswirtin, Fräulein Irene Scherer, hatte gestern Geburtstag, und da hab' ich sie gebeten, ihr in Ermangelung von etwas Schlechterem mich selber als Bräutigam anbieten zu dürfen. Sehen Sie, deshalb."

„Oha," sagte der Oberpedell. „Gestatten mir der Herr Professor meinen innigsten Glückwunsch. Das wird ja wieder etwas für das Stiftsfräulein. Drum sah ich es vorige Woche mit Ihrem nunmehrigen Fräulein Braut so zärtlich vor dem Blumentisch stehen. — Das heißt, — verzeihen der Herr Professor, — für das Stiftsfräulein ist es natürlich doch nichts. Denn die ist ja wohl nur für arme Bräute."

„Hm, wissen Sie," versetzte der Professor Strömer mit großer Ueberzeugung, „wenn das Fräulein von Gudenau meiner Braut den Myrtenkranz stiften will, so habe ich gar nichts dagegen, lieber Trautebier, und es ist auch in der Ordnung. Denn wenn ich so bedenke, wie wir Männer sind und wie wenig wir manch-

mal wissen, was wir alles an unserer Liebsten haben, so muß ich sagen: es gibt eigentlich nur arme Bräute."

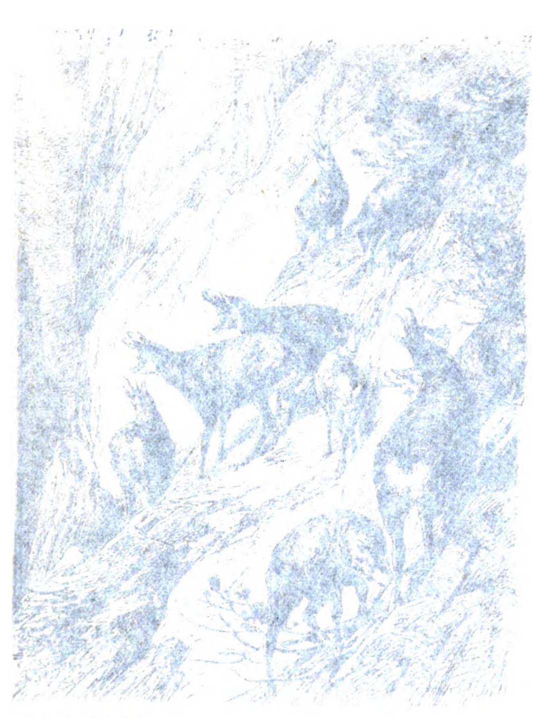
Der Oberpedell that einen langen Zug aus der Pfeife und strich sich nachdenklich den Bart. „Ja, wenn Sie's so meinen, Herr Professor," sagte er, „das stimmt. Ich merke es oft genug, seit meine im Himmel ist, und Ihnen macht's alle Ehre, daß Sie's jetzt schon merken, wo Sie doch noch so jung und man bloß erst Bräutigam sind, — nichts für ungut, Herr Professor. — Aber wissen Sie, das hat unser Herrgott nu mal so eingerichtet, und es ist eine kuriose Sache, — wir Männer gehören doch auch dazu. Die Frauenzimmer sind ja im ganzen wirklich besser als unsereins, aber bei den meisten merkt man's doch erst, wenn eine einen lieb hat und er sie, egal wie lang sie der Herrgott beisammen läßt. Das ist beinah wie mit einem Klavier, — da steckt ja auch die schönste Musik drin, ordentlich ein Orchester von Tönen, womit sich eine ganze Gesellschaft erbauen kann, — aber es muß sie erst einer herausholen, und bis dahin ist es einstweilen eine schöne Zierde für den Salon, aber doch man bloß ein stummes Klavier, was sich zuletzt denn manchmal gänzlich verstimmt und obstinat wird."

Der Professor machte große Augen. „Wie

in aller Welt kommen Sie gerade auf den Vergleich, Trautebier?“

„Je, Herr Professor,“ antwortete der Veteran friedlich, „wie kommt der Mensch an seine Einfälle? Wenn man so alt ist wie ich und schon an die sechsundzwanzig Jahre zur Universität gehört, wundert man sich darüber schon längst nicht mehr. . . .“





J. v. Pausinger del.

Gemsen.

[illegible] auf den
[illegible]
[illegible] der Bete
[illegible] den Mensch an seine
[illegible] wie ich und
[illegible] Fahre zur Lon-
[illegible] man sich darüber schon
[illegible]



J. v. Pausinger del.

Gemsen.

Dichtungen in metrischer Form.



I. Poetische Erzählungen, Balladen und Romanzen.

Hans Habenichts.

I.

Mein Bergschloß droht ins Schwabenland,
Der Blitz traf seine Zinne,
Und Krämerspott hat mich benannt
Hans Habenichts, Hans Fahrinsland,
Den Ritter der traurigen Minne.

Noch einmal, verleuchtender Junitag,
Gebiete stillzustehen
Der Sonne, die jungen Herzensschlag
Süßheimlicher Liebe gesehen.

Zwei Edelkinder in dürftigem Kleid,
Dran zerrte des Sommerwinds Tosen,
Sie trugen tiefseliges Herzeleid,
Am Wegrand glänzten die Rosen.

Fern über den Eschen der Wind verstob,
Die Waldfee Magellone
Aus flimmerndem Bachgeriesel hob
Des Glückes Märchenkrone.

Ein Kirchdorfglöcklein sacht entbot
Den Heimruf allen Müden,
Und über die Wälder zog düsterrot
Ein fallender Stern nach Süden.

Ach, wer so sterben, ja sterben könnt'
Eh über die seligsten Wochen,
Die Gott dem schauernden Herzen vergönnt,
Der Lindwurm des Lebens gekrochen!

Mein Königskind bleib auf der Hut,
Es steigt mir schwül zu Sinne:
Der Kaufherr freit gern Edelblut,
Und ich bin der Ritter ohn Hab noch Gut,
Der Ritter der traurigen Minne.

II.

Nun wag' ich selig ohne Maßen
Ins weite Land den jungen Schritt,
Das Leben lacht, Staub deckt die Straßen,
Drei Weggenossen wandern mit.

Der eine zieht mir schief die Tasche,
Doch ist nicht immer Gold, was sprüht;
Mir ward der Freund an Herdesasche
Im kargen Vaterhaus geglüht.

Ihm wird bei Hoffest und Turneien
Ein Kränzlein zart kaum je beschert;
Den Unterdrückern Feuer speien
Und Armut schützen soll mein Schwert.

Wollt ich beim Habezählen weilen,
Ich fände leicht das zweite Gut,
Vieltausend sind, die froh es teilen,
Dem Deutschen Reiche Leib und Blut.

Doch fragt ihr, wo die letzte bliebe,
Die beste Habe von den drei'n?
Ein starker Fels ist meine Liebe,
Und über ihr steht Gott allein.

III.

Die Kaufstadt bläht sich blank und frech,
Der Krämer Augenweide,
Sie handeln drinnen mit Thran und Pech,
Mit Weizen und Geschmeide.

Sie frachten auf den geduldigen Hals
Und Waren aus welschem Zolle,
Indessen vom Neckar bis zur Pfalz
Brach liegt die deutsche Scholle.

Sie pfänden der Witwe letzte Kuh
Und lassen vom Fisch die Gräten,
Sie wuchern und borgen aus voller Truh
Den kaiserlich römischen Räten.

Sie sammeln das Geld aus Süd, aus Nord
In diebessichre Kemnaten,
Sie preisen Krieg und Völkermord
Als göttliches Recht der Staaten.

Ein edles Zornwort deutschen Stamms,
Man prüft es mit peinlicher Schere,
Schon gilt ein buntes Höflingswams
Viel höher denn Manneséhre.

Sie schlugen das Volkslied tot und still,
Es ist verstummt, verstoßen,
Und wehe der Kunst, die nicht zerren will
Am Wagenseil der Großen.

Sie fällen den Forst, sie stückeln das Land,
Sie machen den Bauern zum Knechte,
Schon freit ein Vater aus Freiherrnstand
Die Tochter dem Geldsackgeschlechte.

Sie haben auf Gold und irdisch Teil
Ein adelig Wappen gewogen,
Sie haben um sein ewiges Heil
Ein junges Herz betrogen —

Der rote Mittwoch kommt und tagt,
Da fallen euch ab die Seiden,
Daß ihr in Asche sitzt und klagt.
Ich will euch die Krallen schneiden.

IV.

Nun geh' ich den lieben Pfad allein,
Den wir einst träumend geschritten;
Solch Glück und so viel Sonnenschein,
Die Welt hat's nicht gelitten.

Mir braust ein altes Lied im Ohr,
Ein Klang aus Lebenswinden,
Wer kann ein Glück, das sich verlor,
Einst wiederfinden?

Gibt es denn Frauen auf Erdenplan,
Und sein sie noch so holde,
Die nicht ein Ringlein im Herzen han
Von früh zersprungenem Golde?

Ich flöchte der Liebe Totenstrauß
An eine Marienkapelle,
Ich möchte mein Herzblut weinen aus
Vor jeder Armutsschwelle,

Gern wollt' ich, ein Ritter von Gralsgestalt,
Die Heiden ins Weltmeer stoßen,
Gern grollt' ich, ein Spielmann von Gottes Gewalt,
Aus sattem Schlaf die Großen.

Und wär' ich ein König, ja größer noch,
Und wüchsen mir Adlerschwingen,
Ich würde mit sterbendem Munde doch
Dies Frageliedlein singen:

Was müssen Frauen auf Erdenplan,
Und seien sie noch so holde,
Im Herzen ein heimlich Ringlein han,
Ein Ringlein von falschem Golde?

V.

Sie feiern heute Johannisfest
Bei Schmaus und Gastereien,
Es liegt geschmückt das Krämernest
Bis an die Hörner mit Maien.

Sie kürten mein Lieb zur Königin,
Sie wollten die Schönste haben,
Die Sonnwendfeuer flackern weithin
Von allen Bergen in Schwaben.

Heut wird durch Trug und Schelmerein
Mein Lieb unehrlich beraten.
Der Münsterbrunnen gurgelt Wein,
Am Marktplatz schmort der Braten.

Heut gibt's der guten Bissen viel,
Der Rat zeigt Geberlaune,
Schon lumpt am morschen Krückenstiel
Das Bettelweib vom Zaune.

Schon will ein Bruder Weißnichtwer
Das beste Stück erpacken,
Schon schmettert ihm ein andrer quer
Zu Kopf des Bierkrugs Zacken.

Rasch drängt die Raufenden abseit
Ein Troß von Steckenknechten,
Verächtlich schaun zum Pöbelstreit
Die Ratsherrn und Gerechten.

Schon läßt sich wild und sonder Not
Manch Mägdlein derb umfassen,
Der Martinsdom ragt qualmumloht
Buntdüster aus den Gassen.

Und in der Flammen Wirbelkreis
Bei Sprung und Fackelschnellen
Feinsliebchen flog vom Tanze heiß,
Im Arm der Ratsgesellen.

Sie hob den Zunftpokal zum Mund,
Fahr wohl, mein Vielgetreuer —
Ich aber schlich, ein verjagter Hund,
Zurück ins Burggemäuer.

* * *

Schicksal, daran mein Glück verbraust,
Leg mir ein Schwert in die Bettlerfaust.

Gib mir, statt Weib und Kind, zum Lehn
Alle, die herdlos und einsam stehn.

Wirf mir das hungernde Herz in den Sand,
Rette mein stürzendes Vaterland,

Rette vom Krämer, der höhnend lacht:
Gold lenkt die Welt, mein ist die Macht.

Heilige Jungfrau, durch Schmach und Spott,
Hilf uns zur Rache, hilf mir zu Gott.

VI.

Es schwillt der Strom, es braust der Tann,
Singschwäne südwärts wandern,
Nun zieh, mein blondes Lieb, hindann
Am Herzen eines andern.

Der Hochzeitszug fährt hell ins Land,
Groß Glück ist dort gediehen,
Ich aber brach im Sonnenbrand
Kein Sträußlein Rosmarien.

Viel Ehren stehn in Welschland feil,
Ein Krieg ist hoch erglommen;
Ich aber hab' mein Beuteteil,
Den Tod, daheim bekommen.

Viel Pfade gehn zu Herd und Haus,
Von stillem Glück umwunden,
Nur einer führt zur Welt hinaus,
Den hab' ich früh gefunden.

Es stehn viel Mädchen braun und blond,
Wie Blumensaat im Regen,
Ich habe von einer nicht lassen gekonnt,
Bei der kein Glück noch Segen.

Ich wollte, bald käme Schlafenszeit
Und über mir unermessen
Möcht' rauschen die tiefe Waldeinsamkeit
Und ich wär' verstoben, vergessen.

VII.

Wir schliefen gern nach schweren Mühn,
Nach jäh versunknem Liebestag,
Doch ist der Lenz zu heiß, zu grün,
Zu hell der Drossel Jubelschlag.

Ein Frauenkuß treibt tiefe Spur,
Ein Lachen, das im Lenz verscholl,
Streut auf des Lebens Edelflur
Den süßen Nachhall schwermutvoll.

Ein Herz, dem roter Frauenmund
Den ersten Traum hinweggerafft,
Geht rastlos bis zur Sterbestund
Auf Wanderschaft, ja Wanderschaft.

Es schwellen im Entdeckerzorn
Die Ströme hin und rasten nie,
Es braust durch Rolands Silberhorn
Manch unerweckte Melodie.

Auf Thule ragt gedankenschwer
Manch Becher, drin Vergessen rollt,
Doch trinkt kein Herz ihn fröhlich leer,
Das um verlorne Liebe grollt.

Es wandert seinem Lenze nach
Ein Herz, dem Liebesleid geschehn,
So weit der Tauwind Schollen brach,
So weit in Deutschland Veilchen stehn.

Und ob es stillen Weg gethan,
Ob es ein Königreich errang,
Stets liegt auf seiner Lebensbahn
Ein großer Sonnenuntergang.

VIII.

In Deutschland steht ein Lindenbaum,
Darunter sind viele gesessen,
Die haben den großen Herzenstraum
Von Lenz und Liebe vergessen.

Sie konnten es tragen mit stillem Sinn
Und sangen sacht an der Krücke
Am Feierabend vor sich hin,
Das Lied vom verlorenen Glücke.

Vielleicht hat Gott ihr Lieb gemäht,
Gleich Blumen im Lebenswinde,
Dann träumt sich's gut des Abends spät
Im Schatten der Kirchhofslinde —

Doch Schmerzen gibt's von hellem Klang
Und Pfeile von Falkengefieder,
Der Schlag, der mich zum Sprühen zwang,
Ich gebe der Welt ihn wieder.

Mir nahmen die Reichen das letzte Gedeihn,
Das einzige Schäflein vom Bache,
Nun leg' ich das gleißende Schlachtschwert ein
Für der Enterbten Sache.

Bald reit' ich, ein Rächer, ins Land hinaus,
Vor Heeressäulen jagend,
Gestorbener Liebe schwarzen Strauß
Am raubenden Schilde tragend.

IX.

Wir trieben jüngst, schnell rinnt ein Jahr,
Zur Fastnacht Spiel und Possen,
Es trugen die Mädchen im losen Haar
Schneeglöckchen früh entsprossen.

So tief die Becher, so froh der Tanz,
Der Jugendhimmel offen,
Da hat mich bei fröhlichem Mummenschanz
Des Argwohns Pfeil getroffen.

Er nahm mir gut und wohlgewiß
Die Reigenlust für immer;
Jetzt klebt den Pferden der Schaum am Gebiß,
Heiß sticht der Wüste Schimmer.

Wir feiern blutige Fastnacht heut,
Wir mußten die Türken schlagen,
Und Märzenbier, vielliebe Leut',
Gibt's nur vom Hörensagen.

Wir reiten in Staub und Eisenglanz
Dahin gleich tief Vermummten,
Auch ist der Fastnachtssinn nicht ganz
Erstorben den Durstverstummten.

Mein Schlachtpferd schaute tückisch drein,
Ihm staken im Panzergeflechte
Viel Pfeile mit beißenden Züngelein.
Seht an das große Stachelschwein,
So riefen vergnügt die Knechte.

X.

O Sonne, die heut in Deutschland schien,
Du wandernde, wissende, sage,
Ob meines Liebchens Glück gediehn
Seit unsrem Scheidetage?

Du schweigst. Ein leiser Winterhauch
Deckt tief das gute Schwaben,
Dort liegen im friedlichen Giebelrauch
So still die Herzen begraben.

Die Ratsherrn prunken bei Schlittengeläut'
In weichen Ottermützen,
Die Stadt wär' leicht zu nehmen heut,
Gefroren sind Strom und Pfützen.

O Sonne, daß deine große Bahn
Nur einmal gerastet hätte
Und stilles Segenswerk gethan
An meiner Lebensstätte!

Du sähest ein schlichtes Freiherrnhaus
In magerem Föhrenbestande,
Doch blitzte hell aus den Scheiben heraus
Ein großes Glück in die Lande.

Ein treues Weib — ob schlimm die Zeit,
Wir wollten das Leben schon zwingen;
Im Schranke das Brot, im Ofen das Scheit,
Wir teilten gern den Geringen.

Ein schirmendes Dach, ein Krug voll Met,
Ein Feuer in gastlicher Halle,
Die Arbeit heilig und stark das Gebet.
Herr Gott, wir loben dich alle.

Ich sah das Schloß im Traume nur,
Die Frau gehört einem andern,
Du selber mußt auf heiliger Spur
Zur großen Fremde wandern.

Und wo die Bahn du scheidend senkst,
Verflammend am südlichen Meere,
Reit' ich auf lauerndem Edelhengst
Getrost durch Feindesspeere.

XI.

Mein Kaiser, nun hab' ich manche Nacht
Gelegen vor deinen Gezelten,
Hab Mannen und Rosse dir zugebracht,
Du kannst es reich vergelten.

Mein Kaiser, schlag mich zum Ritter bald
Und laß mich heimwärts reiten,
Mir raunt der deutsche, rauschende Wald
Ein Lied aus versunkenen Zeiten.

Ich zöge noch einmal zum Sonnwendfest
Gefolgt von Vielgetreuen,
Die jubelnde Brust in Stahl gepreßt,
Den Schild voll roter Leuen —

Mein Kaiser, schlag mir die Sporen an,
Die goldnen Rittersporen,
Dann reit' ich zurück in den schwäbischen Tann,
Und die Reichsstadt wär' verloren.

XII.

Nicht einsam ist mein Schmerz gereist,
Ein Sturm, hereingebrochen,
Blies flammend an den Völkergeist
Zu roten Pfingstfestwochen.

Mein Leid trägt jeder treue Mann.
Der Dörfler ward leibeigen,
Doch in den Städten tost himmelan
Der fiebernde Lebensreigen.

Gleich Riesenspinnen, denen schwoll
Der Leib vom Adersaugen,
So hängen die Städte satt und voll
Ins Land mit lähmenden Augen.

Den Krämern stieg das Geld zu Kamm,
Dem Giertrunk folgt Gereuen;
Schort ihr zu tief das deutsche Lamm,
Wird's über Nacht zum Leuen.

Johannisnacht! Da treibt durchs Land
Das wilde Heer sein Wesen,
Da reiten durch Sturm und Dächerbrand
Die Hexen auf feurigem Besen.

Johannisnacht! An Furt und Steg
Auflodern sühnende Flammen,
Und Wiedertäufer beginnen den Weg.
Der Goldthron stürzt zusammen.

Dann über die Wahlstatt mög reiten, gefaßt,
Ein Kaiser, den still wir loben,
Kein Kriegsherr, von rotem Standartendamast
Und Eigenruhm umstoben;

Ein Edelkaiser, sonnengroß
An Demut und Erbarmen,
Der mit Sankt Martins Mantelschoß
Bedeckte die Not der Armen.

Der segne den friedlichen Meilerbrand,
Das Kornfeld, die wogenden Eichen,
Der schreibe weit über sein herrliches Land
Aufjubelnd des Kreuzes Zeichen —

Dann ist erfüllt der große Traum,
Komm, heilige Sonnenwende;
Ich hänge mein Schwert an den Eschenbaum,
Mein Lied' nähm fröhliches Ende.

XIII.

Die Sonne sinkt. Dumpf fällt von allen Türmen
Der Abendmette feierlicher Schlag,
Und drunten tost verbuhltes Festgelag.
Wir wollen stürmen.

Es zecht der Rat. Die Jungfernkränzlein flattern
Läßt keck manch Bürgerkind.
Der Lebensrausch macht blind,
Sie sehen nicht, wie nah den Gattern
Der Tod Verderben spinnt.
Der Wein ist süß und schwarz die Nacht. Wallauf
Wälzt Schrecknis sich, das Süderthor kracht auf;
Fahr hin bei Weib und Bechern,
Schon schrillt das Sünderglöcklein blechern.
Rennt an, rennt an, Sturmlauf zu Hauf,
Hie Krämer, hie Rittersmann,
Wir heben zu tanzen an.
Ihr Reiter greift die Trense,
Der rote Gockel kräht,
Ihr Schnitter schleift die Sense,
Viel Weizen wird gemäht.
Die Thorwacht liegt erstochen,
Die Mauern sind gebrochen,

Heut wird manch Muttersohn
Auf grünem Feld begraben,
Sie wollten's nicht besser haben,
Gebt keinen Pardon.
Den Krämern lohnt, der Frauen schont,
Die Gasse starrt, glutbebend;
Das Rathaus loht, schlagt tot, schlagt tot,
Den Ratsherrn bringt mir lebend.
Durch Rauch und Qualm,
Stadt, die du stolz vor allen,
Sprich deinen Sterbepsalm.
Sankt Hans, Sankt Hans!
Im Schwerterglanz
Lobe dich, Gott, meine Seele ganz,
Die Kaufstadt ist gefallen.

XIV.

Durch Würgewerk und Gassenbrand
Zieht zum Rathaus Hans Fahrinsland,
Das breite Schlachtschwert in der Faust,
Bleich, daß es den Gefährten graust.
Dort knien, das Festgewand am Leib,
Der Ratsherr und sein weinend Weib.
Bei krachender Balken Licht
Der Rächer spricht:

Ich hab' das Meine nicht gesucht,
Ich kam, vom Zwang des Bösen,

Von Goldesmacht, der Gott geflucht,
Die Niedrigen zu lösen.

Die Kaufstadt stürzt und jagt ins Land
Hellknisternde Flammenschwaden,
Ich aber reiße dich aus dem Brand
Um deiner Fraue Gnaden.

Wenn einen Schelm am Blutgerüst
Vor allem Volk zum Munde
Ein adlig Mägdelein geküßt,
Man gab ihn frei zur Stunde.

Es hieß der Brauch: Das letzte Recht.
Kein Fürst hat ihn getadelt —
So juble denn, schwertentronnener Knecht,
Dein Weib hat dich geadelt.

Wohl hat ihr erster Herzensschlag
Gegolten mir hienieden,
Doch Liebe, die nicht sterben mag,
Kehrt der Vergeltung großen Tag
Für dich und sie zum Frieden.

Zieht hin im Strahl des ew'gen Lichts,
Teilt Herz und Gut den Armen,
Und kommt der Tag des letzten Gerichts,
Dann betet für Hans Habenichts,
Des Gott sich mög' erbarmen.

XV.

Der Tag erwacht in starkem Schein,
Das Schwert sprach zur Genüge,
Tief durch die Fluren treibt der Rhein
Die schwellenden Atemzüge.

Der frohe Werktag braust und lärmt,
Der Pflug zieht glänzend, eilig,
Und deutsches Segensgut erwärmt
Den Herd, dem Arbeit heilig.

Ein Lichtblick küßt nach schwerer Nacht
Das Land, das thränendurchsonnte;
Mein Leben gleich schwüler Gewitterpracht
Vergeht am Horizonte.

Ich streife das schwarze Lorbeerlaub
Vom Helm nach gewonnenem Kriege
Und presse mein jubelndes Herz in den Staub
Bald tagen ewige Siege.

Ich selbst war eine kurze Kraft
Aus Gottes Hand gefallen,
Ich habe von Gold und Krämerschaft
Gesäubert die Tempelhallen,

Ich habe Hoffart und Verrat
Gestraft mit Feuerruten;
Nun hilf mir, Herr, zur letzten That,
Laß mich als Büßer, als Soldat,
Fürs Deutsche Reich verbluten.

* * *

Jungfrau Maria, mein müdes Herz
Jubelt nach dir im Panzererz.

Laß mein Glück, das ich verlor,
Auferstehn im Rosenflor,

Lebensscherben heilst du ganz,
Fügst darüber Liebesglanz.

Kurz war mein Weg; nach Gottes Rat
Eine rasche Schnitterthat.

Ueber die schwäbischen Hügel fern
Zieht ein müder fallender Stern;

Nimm ihn sacht in deine Hand,
Führe zur Heimat Hans Fahrinsland.

Prinz Emil v. Schönaich-Carolath.

Der Gast der Einsamkeit.

Ein Cyklus.

1. Auf Wanderung.

Gewandert war ich schon tagelang
Durch manche Felsengasse;
Da kam ich bei Sonnenuntergang
Zu einem luftigen Passe.

Da stand noch ein Haus, ein düsterer Bau,
Umstarrt von Felsenspalten;
Turmgleich und moosig und altersgrau,
Wie ein Heim verwunschner Gestalten.

Weit sah ich von da hinaus ins Land,
In Berge wie wogende Meere;
Die Wirtin nahm mir den Stab aus der Hand,
Und frug nicht, wer ich wäre.

Im letzten Abendsonnenglast
War Tag und Licht vergangen;
So hat mich wandermüden Gast
Die Wildnis dort empfangen.

2. Die Wirtin.

Das Antlitz voller Falten
Sah ich an ihrem Herd
Die alte Wirtin schalten
Still und in sich gekehrt.

„Von Gästen habt Ihr keine?“
Frug ich die Greisin dann.
„Im Oberstock wohnt eine,
Die schaut Euch einmal an!

„Lieblich und doch voll Grausen
Ist sie, ein seltsam Ding;
Ich lass' sie bei mir hausen,
Schon seit der Herbst verging.

„Habt Ihr noch nie vernommen,
Daß manchmal aus andrer Welt
Seltsame Gäste kommen?
Schaut, ob sie Euch gefällt!

„Scheint sie auch fast verschroben,
Und weltfremd, Herr — ich mein',
Es könnte das Fräulein droben
Frau Perchta selber sein!“

„Und gebt Ihr“ — frug ich wieder —
„Auch einen Führer her?
Die Steige auf und nieder
Sind für den Fremden schwer!“

„Die droben wird sich freuen“ —
Sprach sie — „Euch Führer zu sein!
Es soll Euch nicht gereuen!
Nun geht — und schlaft nur ein!“

3. Die Führerin.

Die Nacht ist dunkel; es schläft die Welt;
Da hör' ich durch Felsenklausen,
Daß Wald und Wildnis heult und gellt,
Den Bergsturm niederbrausen.

Um Mitternacht bei Vollmondschein
Verstummen die Sturmestöne;
Die Thür geht auf: da tritt's herein
In zauberischer Schöne.

Ein Licht in seiner weißen Hand
Kommt durch die Stube mitten,
Den Geisterblick auf mich gewandt,
Ein seltsam Weib geschritten.

Sie sprach: „Du bist in meinen Bann
Aus freiem Willen gegangen;
Nun sollst du nimmer, du fremder Mann,
Aus diesem Banne gelangen!

„Ich weihe den Mann, der mich versteht,
Und der sich mir ergeben!
Wenn alles um ihn in Trümmer geht:
Ich geb' ihm inneres Leben!"

4. Einsame Gänge.

Beim Hahnenschrei, da nahm sie mich mit,
Und ging mir voran mit leichtem Schritt;

Die Dämmrung umschleierte Berg und Thal;
Im Osten erglomm der Morgen fahl.

„Pfadfinderin will ich dir heute sein
Vom Frührot bis in die Nacht hinein“ —
So sprach sie lächelnd. — „Wenn du mir traust,
Sei sicher, daß du Verborgenes schaust!

„Es zittert durch Wald und Schlucht und Gestein
Uraltes Erlebnis aus und ein;
Wir wollen all' diesen luftigen Seelen
Ein Stückchen ihrer Erinnerung stehlen!

„Wir wollen die Dämmrungsgeschichten verstehn,
Die flüchtig um unsere Wege wehn;
Aus Schutt und Rasen wollen wir Leben
Und Tod an das Licht des Tages heben!

„Bald ist kein Stein mehr im Runde der Welt,
Der nicht verborgene Schrift enthält;
Und keine, auch nicht die entlegenste Stätte,
Die nicht ihr geheimes Schicksal hätte.

„Durch Trümmer sehen wir Schattengedanken,
Gestorbnes und ewig Erneuertes schwanken;
Unendliches Schicksal an Lust und Leid
Erfüllt uns den rauschenden Strom der Zeit!“

5. Am Kreuzweg.

Am Kreuzweg war's, da blieb sie lächelnd stehn
Und sagte: „Freund, wohin soll es nun gehn?“

Ich sah sie an und wußt' es nicht zu sagen.
„So wollen wir den Unsichtbaren fragen!“

„Den Unsichtbaren?“ — „Spürst du ihn noch nicht?
Und hörst nicht, was er leise raunend spricht?

„An jedem Kreuzweg lauert er und paßt,
Bis er den ahnungslosen Wandrer faßt.

„Wenn's ihm gelingt, dann lockt er ihn gerad
Vom rechten seitwärts auf den falschen Pfad.

„Und wenn der Weg im Wald zu Ende geht,
Und einsam, ratlos der Verirrte steht,

„Dann raunt der Spuk ihm schadenfroh ins Ohr:
Nun siehe, wie du heimkommst, armer Thor!“

6. Der gespaltene Stein.

Zweitausend Schritte vom Forsthaus liegt,
Wo der Wildbach jäh um den Berghang biegt,
Ein Felsblock, gespalten und häusergroß,
Von Ranken umwuchert und von Moos.

„Von Aveläuten bis Hahnenschrei
Geht niemand mehr an dem Stein vorbei;
Sie sagen, daß unter den Stein geschmiegt
Unsagbares Grausen verborgen liegt.

„Und hältst du an des Steines Spalt
Dein Ohr, dann überläuft's dich kalt;
Dann meinst du, aus unterirdischen Meeren
Einen schneidenden Todesruf zu hören."

So sprach sie zu mir. Da mußt' ich fragen:
„Was hat an dem Steine sich zugetragen?"
Dann sagte sie dumpf: „Drei Söhne haben
Hier einst ihren Vater lebendig begraben!"

7. Der klingende Steig.

Die Heerstraße kreuzt ein uralter Steig,
Der ist überwuchert von Moos und Gezweig;
Wo er den Abgrund zur Seite läßt,
Stützt ihn ein Mauerwerk felsenfest.

Aus Steinen, gewaltig und unbehau'n,
Ließ ihn einst Dietrich von Bern erbau'n;
Und über den Pfad und den Berghang stieg
Das Heer der Ostgoten von Sieg zu Sieg.

Und wo sich der Steig um das Felsjoch schwingt,
Liegt in ihm ein breiter Stein, der erklingt
Noch heute unter des Wandrers Schritt,
Wie Erzgetön, weil ein Fuß ihn betritt.

Dort stampfte im Zorn des Königs Fuß
Auf den Steig; das klingt nun als Geistergruß
Aus dem Steine seit uralten Tagen zurück
Und sagt von versunkenem Königsglück!

8. Am Eibenbaum.

Bei einem Gletscherblock am Hügelsaum
Wächst ganz zerzaust ein alter Eibenbaum.

Ihn hat vor Jahren schon der Blitz zerspellt;
Und dennoch grünt er heut noch in die Welt.

Denn Eibenholz ist stark und zauberhaft,
Saugt aus dem Fels stets neue Felsenkraft.

An diesem Baume standen wir zu zwei'n;
Ein Wiesel sprang ins Wurzelwerk hinein.

Dann kam es wieder vorgeschlüpft; ihm hing
Am Hals von grünem Erz ein schmaler Ring.

Mit diesem kroch es meiner Führerin
Furchtsam aufschauend vor die Füße hin.

Die bückte sich und nahm den seltnen Schmuck
Und bog ihn an die Hand mit leichtem Druck.

Dann lachte sie: „Für Schmuck hab' ich kein Geld;
Mein Kleinodschrein, das ist die Unterwelt!

„Ich halte hier und dort noch was versteckt,
Das gütig mir der Zufall dann entdeckt.

„Und dies — vor fünfzehnhundert Jahren gab
Ich's einem lieben Freund ins Heidengrab!"

9. Das Elfenbad.

Von marmorner Felsenwand rings umhegt
Liegt mit azurnem Glanze
Ein See, der keine Welle schlägt,
Hoch droben im Bergeskranze.

Die Alpenrosen, sie nicken hinein;
Gefeit ist diese Stelle;
Die Felsen triefen von Sonnenschein,
Und es rauschen die Wasserfälle.

Da warf meine Führerin ihr Gewand
Vom Leibe, dem königlich feinen,
Und schlangengleich glitt sie vom Uferrand
Zwischen den moosigen Steinen.

Und sie fuhr hinab, zwischen Felsen tief;
Ich konnte sie nimmer schauen;
Doch war mir, als ob sie von drunten rief,
Aus dem kühlen, dämmernden Grauen.

Und schneeweiß, schimmernd tauchte sie dann
Aus der grünen Tiefe wieder;
Von ihren goldenen Haaren rann
Es flutend ins Moos hernieder.

Wie schön sie war, wie schön und rein!
Von lichtem Glanz umflossen
Hat sie mir ihren Sonnenschein
Für immer ins Herz gegossen!

10. An der Zwergenhöhle.

Steinfarbig, ernsthaft wie der graue Berg,
An seiner Höhle saß Rotbrand, der Zwerg.

Mit meiner schönen schlanken Führerin
Trat ich verwundert vor den Alten hin.

Der knurrte in den weißen Bart und sah
Empor und fragte sie: „Wen bringst du da?“

„Mein jüngster Schatz!“ — Ein greulich Lachen schien
Dem Erdzwerg übers Angesicht zu ziehn.

Er wiegte seinen Kopf und dachte nach;
Dann droht' er mit dem Finger uns und sprach:

„Das alte Lied! Ich hört' es tausendmal!
Heut tändelt ihr zu zweit im Sonnenstrahl.

„Und morgen schreit sein Herz nach seiner Welt,
Die ihn an Fesseln unentrinnbar hält!

„Geht auseinander, ihr! Denn euer Bund,
Dünkt er auch selig euch, ist ungesund!“

Ich wandte mich in Trauer und Verdruß;
Da fühlt' ich auf der Wange ihren Kuß.

Und ihre Silberstimme sprach: „Getrost,
Mein Freund! Wer einen Tag mit mir gekost,

„Wie heute du gethan, vergißt mein Glück
Nicht mehr und findet stets zu mir zurück!“

11. Die stille Alm.

Wo droben der Weg um den Steilhang biegt,
Hart unter der höchsten Schneide,
Zwischen zwei Felsenköpfen, liegt
Ein Hüttlein auf grüner Weide.

Ganz eingedrückt ward ihm das Dach
Vom Schnee in Winterwochen;
Die Mauern zerbröckeln nach und nach;
Die Thür ist zusammengebrochen.

Seit lang will keine Sennin mehr
Dort hausen; denn alle sagen,
Man träume dort oben so traurig und schwer;
Und höre Raunen und Klagen.

Nun heißt man's dort: die stille Alm.
Verlassen bleibt sie für immer;
Die Falter nur, von Halm zu Halm,
Umfliegen die grauen Trümmer.

12. Totengraben.

Zwischen zerbröckelnden Schiefermauern
Dehnt sich ein öder Graben entlang;
Graue verwitterte Stämme trauern
Laublos noch am steinigen Hang.

„Siehst du — hier nennt man's im Totengraben!"
Sprach meine Führerin. „Er ist verflucht!

Längst versunkne Geschlechter haben
Hier einst im Bauch des Gebirges gesucht!

„Siehst du das Dunkle im Fels dort gähnen?
Menschenhand grub den verfallenden Schlund;
Bäche von Blut und Bäche von Thränen
Troffen von dort einst herab in den Grund.

„Denn um die Adern, die silbernen, reichen
War ein grausiges Schlachten entbrannt;
Zwischen den Trümmern der Halde dort bleichen
Schädel, zerspellt an der Felsenwand.

„Und aus den eingesunkenen Stollen
Schallt es um Mitternacht manchmal herauf,
Zwischen den Blöcken, die niederrollen,
Stöhnt ein ersterbender Ruf: Glück auf!“

13. Drachenschlucht.

In einen Felsenspalt hieß sie mich schau'n;
Da sah ich wunderliche Schründe blau'n.

Und in der Tiefe zwischen dem Geklipp
Lag ausgestreckt ein mächtiges Geripp.

Ein Knochenwerk war's, baumstark, häusergroß,
Vom Bergbach überspült und grün von Moos.

Wie ein gestürztes Turmdach lag auch breit
Sein Schädel dort, mit Löchern, kesselweit.

Aus dieser Augen finstrer Höhlung schoß
Ein Leuchten, das den Abgrund übergoß.

Ein Blitzen war's, voll unterdrückter Wut,
Als spieen dort zwei Krater Feuersglut.

Mit Schauder sah ich nach dem Riesentier
Und ernst sprach meine Führerin zu mir:

„So liegt im Dämmerschoß der Schöpfung breit
Der grause Schrecken längstvergangner Zeit.

„Doch wisse, dies entsetzliche Gebein:
Einstweilen schläft's in seinem Grab von Stein.

„Einmal gewinnt es aber neues Mark,
Und reckt die Glieder, wuchtig, säulenstark.

„Und schwingt sich rauschend auf zum Bergesrand
Und blitzt mit Teufelsaugen übers Land;

„Und heult, daß eure Welt erzittern mag:
Jetzt bin ich wach! Jetzt kommt der jüngste Tag!"

14. Verwunschen.

Ein Rasenfleck in Waldeinsamkeit,
Vom Wildbach umrauscht, von der Welt wie weit!
Und ringsum Glast und harziger Duft
Und der starke Odem der Bergesluft!

Turmhoch ragt drüben ein Felszahn auf;
Der Bach umspült ihn im Wirbellauf;
Nur mühsam vermag in seinen Spalten
Krummholz und Gestrüpp sich festzuhalten.

Dort ruhten wir und sie erzählte dabei:
„Hier saßen auch vor Jahren Zwei,
Die hatten sich lieb und sollten sich meiden
Und konnten doch nicht voneinander scheiden.

„Da sprangen die Armen Hand in Hand
Nach dem letzten Kuß von der Felsenwand;
Und wo wir sitzen, Freund, da haben
Mitleidige Hände sie begraben.

„Verwunschen hab' ich den Thalgrund dann,
Daß nimmer ein Mensch ihn betreten kann;
Er soll für immer und ganz allein
Ein Friedhof für jene beiden sein!"

15. Auf der Scharte.

Wir saßen zu höchst auf der Felsenwand
Und schauten hinunter sinnend;
Da sieht man weit hinaus ins Land;
Das dehnt sich im Nebel zerrinnend.

Im Süden das Hochgebirg im Schnee
Und die steinernen Burgen der Stürme!
Und im Norden da blinken Strom und See,
Und Städte, Dörfer und Türme!

Die Freundin umfing mich mit sanftem Arm;
Ihre Stimme war weich, wie zum Weinen;
„Nun mußt du," sprach sie leis und warm,
„Hinunter zu den Deinen!

„Mußt wieder denken und reden wie sie,
Und mußt's mit ihnen treiben;
Denn wer noch leben muß, kann nie
Bei mir für immer verbleiben!

„Nun küsse mich noch ein einzig Mal!
So gern mag ich dich leiden!
Hier sieht uns nur der Sonnenstrahl;
Der hält es mit uns beiden!"

Dann bot sie mir den roten Mund
Und hielt mich lieb umfangen;
Hernach sind wir durch Waldesgrund
Hinunter ins Thal gegangen.

Die Glocken klangen vom Dorfe her,
Und Schnitter ließen sich sehen;
Auf einmal sah ich niemand mehr
An meiner Seite gehen!

Max Haushofer.





[illegible] anfing, [illegible]:
[illegible] war [illegible];
[illegible]
[illegible]!

[illegible] blühten und redeten wie sie,
[illegible] mit ihnen treiben;
[illegible] leben muß, [illegible]
[illegible] immer verbleiben!

[illegible] noch ein einzig Mal!
[illegible] ich Dich loben!
[illegible] war der Sonnenstrahl,
[illegible] uns beiden!"

Nun hat sie mit dem roten Mund
[illegible]
[illegible]
[illegible] Tal gegangen

[illegible] Klänge vom Dorfe her,
Und Schwalben ließen sich sehen;
[illegible] sah ich niemand mehr
An meiner Seite gehen!

[illegible]

◆



R. E. Kepler del.

Heimatlos.

Gottes Tochter.

Einst in der Königsstadt der Ptolemäer
Ein Dichter lebte, Judas Stamm entsprossen,
Doch unterthan den Genien Griechenlands.
Der galt als ein Verlorner seines Volkes
Und Feind Jehovas. Denn er feierte
Auf eigne Art den Sabbath im Museum
Der Heiden, in den stillen Marmorsälen,
Wo königlicher Sinn des Geistes Schätze,
Die ungeheuern einer Welt, gehäuft.
Entlang den Wänden lief von Saal zu Saal
Das Fächerwerk, gefüllt mit Bücherrollen.
Dort saß er zwischen hohen Götterbildern
In seiner Nische jeden Sabbath da
Und las und las, versunken und entrückt.
Denn seine Seele hatte Plato weit
Hinauf ins Empyreum fortgeführt.

Dies war der Gottesdienst, der ihm behagte
Und füglich einem Dichter frommen mag.
Auch wär' ihm niemals Unbill widerfahren
In dieser Stadt, der völkermischenden,
Die allen Göttern freie Wohnung gab,
Wenn hier gehaust nur hätten blinder Heiden
Verlorne Seelen. Aber weil auch Juden
Und Christen durch Aegyptens Finsternis

Hell leuchteten mit ihrem Glaubenslicht,
Auf daß die Blinden endlich sehend würden,
So kam des Dichters Freiheit zwischen Kirche
Und Synagoge übel ins Gedränge.

Zu Philhellenos kamen eines Tages
Die Aeltesten und Lehrer der Gemeinde,
Und Rabbi Simon hub zu reden an:
„Du warst einmal die Hoffnung deines Volkes,
Jetzt bist du ihm ein Aergernis und Greul,
Mißratner Sohn, abtrünniger Hellenizon!
Den Sabbath schändest du, verhöhnst der Väter
Gesetz und Sitte, buhlst mit fremden Göttern.
Zum letztenmal ruft dich dein Volk zurück,
Anflehend dich durch meinen Mund: Kehr um!
Den Weg der Wüste wandelst du, dich hat
Der Heiden Afterweisheit irrgeführt;
Die Weisheit Gottes, die den Durst uns stillt,
Quillt ewig aus der Thora heiligen Tiefen,
Ein Brunnen, den kein Eimer je erschöpft."
So sprach der Rabbi. Philhellenos drauf:
„Gepriesen sei die Thora, und gepriesen
Sei jeder, der nach ihrer Lehre lebt!
Doch Etliche bedürfen nicht der Thora,
Weil ihre Seele Gottes Tochter liebt."
„Thöricht Geschwätz!" fällt ihm der Rabbi rasch
Ins Wort. „Verzeih dir Gott die Lästerung!"
— „Mein lieber Rabbi, also sprächst du nicht,
Wärst du vertraut den göttlichen Ideen."

„Ich brauche keine göttlichen Ideen.
Wir haben Moses und Propheten," ruft
Der Rabbi zürnend, „und das ist genug."
— „Mein lieber Rabbi, also sprächst du nicht,
Wenn du die heilige Sophia kenntest,
Die Tochter Gottes, die die Welt regiert,
Und die herabsteigt aus der Götterhöhe,
Nicht daß sie sich ein Volk vor andern wähle, —
Um einzukehren überall auf Erden,
Wo eines Menschen Geist nach Freiheit ringt;
Und selig macht sie jeden, der sie liebt." —
Der Rabbi meistert sich und spricht gelassen
Mit feinem Spott: „Du dichtest schöne Sachen.
Du bist Poet. Man rühmt dich, Philhellenos;
Und das mit Recht. Denn eben hörten wir
Von deiner großen Kunst ein starkes Stück. —
Gib mir die Hand," — und seine Stimme zittert —
„Verirrter von den Söhnen Israels!
Du schwärmst phantastisch. Deine Sinne spielen
Mit Gott dem Herrn ein frevles Gaukelspiel."
„Hier meine Hand: Ich spiele wahrlich nicht!"
„Nicht? Nicht? — Du spieltest nicht? — Das von der Tochter,
Was du da fabeltest — was ist denn das?" —
„Wahr ist es, ewige Wahrheit, was ich dichte!
Und wirklich ist es, wirklicher als du
Und ich und Sonne, Mond und Sterne sind.
Die Welt und was darinnen ist, vergeht,
Doch nimmermehr vergehn wird Gottes Tochter,

Denn sie wird ewig wie Jehova sein.“ —
Der Rabbi weicht zurück, und wütend ruft er:
„Du sollst verflucht sein, du mit deiner Tochter!
Gesegnet sei der Stein, der dich erschlägt!“
Mit solchen Worten, wenig Gutes wünschend,
Entfernten sich der Rabbi und die Alten. —
Nachblickte, lächelnd, ihnen Philhellenos,
Und als er von den Juden nichts mehr sah,
Da war dem Dichter wieder wohl zu Mut.

Doch schon nach wenigen Tagen ward er nochmals
Schlimm heimgesucht, und diesmal von den Christen.
Zwei Mönche waren's; einer ihm bekannt
Von früher her, ein neubekehrter Eifrer,
Der, werbend nun für Christus, viel umherzog
In Stadt und Land, zudringlich-liebevoll
An Juden sich und Heiden machte. „Theurer Freund!“
Sprach dieser lebhaft den Verdroßnen an,
„Ja, staune nur: ein Wunder ist geschehn!
Die Gnade Jesu Christi hat sich meiner
Erbarmt — der Spötter ward ein Gläubiger.
Nun treibt die Liebe des Gekreuzigten
Mich her zum Jugendfreunde, her zu dir.
Als ich noch frech des Galiläers lachte,
Hat dich schon angeweht der Geist des Herrn
Und dich befreit vom Starrsinn unsrer Väter
Und dir des Herzens Rinde sanft gelöst.
Schon damals bist du halb ein Christ gewesen,
Und ich erleb' es noch, du wirst es ganz.

Du folgst mir nach und wirst gleich mir bekennen:
Niemand wird selig, der nicht glaubt, daß Christus
Ist Gottes Sohn, geboren von der Jungfrau.“ —

Fremd blickend auf die unwillkommnen Gäste,
Voll Mißbehagen hatte Philhellenos,
Unwillig fast, den Worten zugehört,
Doch ruhig und gemessen sprach er so:
„Gepriesen sei, der auf dem Berg gepredigt,
Der Mann, den ihr verehrt als Gottes Sohn!
Gepriesen, wer nach seiner Lehre lebt!
Doch Etliche bedürfen nicht des Sohnes
Und können selig werden ungetauft,
Weil ihre Seele Gottes Tochter liebt.“ —
„Ich bitt' dich, nicht zu scherzen, guter Freund!“
„Ich scherze wahrlich nicht. Es thut mir leid,
Daß du nicht kennst die heilige Sophia,
Die Tochter Gottes, die die Welt regiert.“
„Das ist ein Märchen, das du dir erdichtest.
Ein Unsinn ist's. Der Herrgott eine Tochter!“
„Warum denn nicht? Wo steckt denn da der Unsinn?
Wenn euer Gott doch Sohn und Mutter hat,
Warum soll mein Gott keine Tochter haben?“
„O Mensch! Du wagst es, frech zu witzeln, wagst
Des schwärmenden Poetenhirns Phantasma
Dem göttlichen Mysterium zu vergleichen?“
— „Sag, Saulus-Paulus, weißt du was vom Logos?“
„Der Logos, das ist Christus, Gottes Sohn.“ —
„Warum denn nicht Sophia, Gottes Tochter?

Gleichviel, ob's Logos, ob Sophia heißt.
Ihr haltet's mit dem Sohn, ich mit der Tochter.
Euch ist der Sohn, mir ist die Tochter heilig.
Euch macht der Sohn, mich macht die Tochter selig.
Mir dünkt, der Unterschied ist nicht so groß."
„Halt ein, du Rasender! Ich seh's, mit Unrecht
Nannt' ich dich Freund. Du bist nicht mein und bist
Nicht Christi Freund. Des Aberwitzes voll,
Vergötterst du dein albern Hirngespinst,
Verhöhnst mit giftigen Worten Gottes Sohn.
Weit schlimmer bist du als ein blinder Heide,
Du aufgeblasner eitler Poetaster!
Wenn du nicht abthust deinen teuflischen
Hochmut und, da's noch Zeit ist, Buße thust,
In Demut dich bekehrst und taufen läßt,
Dann wehe dir am Tage des Gerichts!" —
„Und wehe dir!" versetzt der zweite Mönch,
„Wenn du nicht hütest deine Zunge, wenn
Satanisch du betrügst ums ewige Heil
Nur eine Seele! Besser wär' es dir,
Du bändest einen Mühlstein um den Hals
Und stürztest dich noch heut ins tiefste Meer.
Schweig, rat' ich dir, sonst wird's dir schlimm ergehn!" —
— „Ihr guten Christen, herzlich dank' ich euch,
Daß ihr gekommen seid mit Rat und Liebe,
Auch ungerufen, in mein stilles Haus.
Nun aber laßt es gut sein! Gott mit euch!"
Und winkte freundlich ihnen, daß sie gehen.
Die Hände faltend, sprachen sie zum Abschied:

„Vielmehr mit dir! Wir wollen für dich beten,
Verblendeter! Der Herr erleuchte dich,
Daß du nicht endigst in der Finsternis!“ —
Nachblickte, lächelnd, ihnen Philhellenos;
Und als er von den Christen nichts mehr sah,
Da war dem Dichter wieder wohl zu Mut.

Er lebte still und stolz sein Leben weiter
Mit edeln Heiden, die ihm Freunde waren.
Und jeden Sabbath saß er im Museum
Bei Plato, dem geliebten, festgebannt,
Ein Seliger, vom Irdischen befreit,
Entrückt ins Reich der göttlichen Ideen. —
So hat er seinen letzten Sabbath auch
Gefeiert. Schön verdämmerte der Tag;
Die ersten Sterne blitzten durch das Blau;
Vom Meere hauchte kühl der Abendwind;
Da schritt er durch den Portikus gedankenmüde;
Die Marmorstufen stieg er langsam nieder,
Einatmend tief den frischen Strom der Luft.
Er sieht nicht, daß ein Menschenhaufe steht
Unfern des Wegs und feindlich ihn erlauert,
Christlicher Pöbel, der mit Knütteln droht,
Und Judenhefe, die ihm Steine zeigt.
Nun schlägt Geschrei und Lärmen ihm ins Ohr —
Er blickt umher und sieht sich schon umringt
Und hört wirr durcheinander Stimmen schreien:
„Das ist er!“ — „Dieser schrieb es!“ — „Schlagt
ihn tot!“

„Für Gottes Tochter das, du Sabbath-
schänder!“ —
Und Steine treffen, wohlgezielt, sein Haupt.
„Gelobt sei Jesus Christus, Gottes Sohn!“ —
Und Keulenschläge dröhnen ihm aufs Haupt.
Besinnungslos zu Boden stürzt er, ruft
Noch „heilige Sophia!“ aus und — stirbt.

Da lag er nun, die Arme übers Haupt
Erhoben wie ein schirmend Dach; die Rechte
Hielt fest umklammert eine Bücherrolle,
Darinnen dies Gedicht geschrieben stand:

Von Gottes Tochter stimm' ich an den Hymnus,
Ich, Philhellenos, der ich Jude bin.
Es schafft in mir die tiefe Sabbathstille;
Der Andacht Flügel tragen mich empor;
Die Sterne schwinden unter meinem Fluge;
Der letzte Himmel thut sich vor mir auf.
Ich seh' die Urgestalten aller Dinge,
Die göttlichen Ideen als Engel ziehn.
Im ewigen Glanze führen sie den Reigen
Um Gottes Thron, auf dem der Vater sitzt;
Und neben ihm zur Rechten steht die Tochter,
Die heilige Sophia, herrlich da.

Vor Gottes Tochter neigen sich die Engel,
Weil es dem Vater also Freude macht,
Weil sie sein Liebling und sein Ebenbildnis,
Der reinste Spiegel seiner Herrlichkeit.

Eh' noch die Welt, eh' noch die Engel waren,
Aus seines Geistes Tiefen schuf er sie;
Vom Mund des Höchsten ist sie ausgegangen,
Ein leichtes Hauchen seiner Schöpferkraft.
Sie war dabei, als er den Himmel sternte,
Sie hat mit ihm der Erde Grund gelegt;
Sie ward gesetzt zur ewigen Regentin
Der Welt und allem, was darinnen ist.

Nach Gottes Tochter schmachtet meine Seele,
Wenn mich des Fleisches Sklavenfessel drückt.
Ich bete: Vater, sende, die mich frei macht,
Aus deiner Klarheit sende sie herab,
Die Retterin, ins Dunkel meiner Tage,
Daß ich erkenne, was dir wohlgefällt!
Gefangen lieg' ich hinter Kerkermauern,
Und Finsternis deckt mir die Augen zu,
Bis daß sie kommt, zu lösen meine Bande,
Bis daß ihr Antlitz leuchtet durch die Nacht.
Sie muß mich führen, daß ich sicher wandle
Und rein genieße jedes Erdenglück.

Von Gottes Tochter ist mein Herz entzündet.
Ich habe sie geliebt von Jugend auf;
Ich war bedacht, sie mir zur Braut zu nehmen;
Die große Sehnsucht hat mich krank gemacht.
Ich bin ihr nachgeschlichen Tag' und Nächte,
Und eifrig forscht' ich ihre Wohnung aus.
Als wie ein Bettler stand ich vor der Thüre,
Und wich des Nachts von ihrer Schwelle nicht.

Da trat sie her, schön wie die Morgenröte,
Geschmückt als eine Braut empfing sie mich.
Den Hochzeitbecher haben wir getrunken,
Der Freuden und der Leiden Kelch geteilt.

Bei Gottes Tochter darf ich herrlich wohnen
Im Haus des Reichtums, unter Fürstenpracht.
Von Gold und Marmor schimmern die Gemächer,
Und alle Kammern sind von Schätzen voll.
Sie rüstet selbst im Speisesaal die Tische,
Und ihre Dirnen schickt sie durch die Stadt,
Die Freunde herzuladen, daß sie kommen
Zum Mahl und essen von der Weisheit Brot
Und trinken ihren Wein, den Trank des Geistes.
Sie werden stark davon wie Riesen sein,
Mit Himmelskraft das Leid der Erde tragen,
Und ihr Gemüt wird göttlich-heiter sein.

Durch Gottes Tochter bin ich selig worden;
Zum Dichter und Propheten macht sie mich.
Was Schönes ist im Himmel und auf Erden,
Vergangenheit und Zukunft lehrt sie mich.
Denn alles weiß sie und verstehet alles,
Ist aller Künste hohe Meisterin.
Frühmorgens treibt sie mich zur heiligen Arbeit
Und hilft mir schaffen, bis der Abend kommt.
Unendlich wird der Wert der flüchtigen Stunden
Und jeder Tag ein Stück der Ewigkeit.
Solch Tagewerk vergeht nicht mit dem Menschen,
Jahrtausende durchglänzt es wie ein Stern.

Für Gottes Tochter streit' ich in dem Heere,
Dem auserwählten, das unsterblich ist.
Denn fort und fort aus allen Völkern wirbt sie
Die Tapfersten und rüstet sie zum Kampf.
Gedanken gibt sie, das sind Blitze Gottes,
Und Worte, flammend wie der Engel Schwert.
Unwiderstehlich machen ihre Waffen,
Und unaufhaltsam geht ihr Siegeszug.
Ein Lichtgedanke schlägt zehntausend Feinde,
Ins Dunkel fliehen hunderttausend fort.
Es kommt der Tag der heiligen Sophia,
Da sie auf Erden wie im Himmel herrscht.

Albert Matthäi.

Sylvesternacht.

Sylvesternacht — ein Zimmer, hochgewölbt,
Ein traulich Nest, und vornehm ausgeschmückt.
Aus roter Ampel strahlt ein mattes Licht
Auf Wandgetäfel und auf reich Gerät,
Und überzieht mit geisterhaftem Schein
Manch prächtig Meisterwerk erhabner Kunst.
Ein helles Feuer flammt in dem Kamin,
Den schwarzer Marmor, ohne Schnörkel, schlicht
In reinen Linien würdevoll umrahmt.
Und drüber in der Farben zartem Schmelz
Blickt der „Vestalin" liebliches Gesicht
Mit tiefem, seelenvollem Aug' herab.

Auf wen? — Auf niedrem Lederlehnstuhl sitzt
Den Blick dem Feuer zugewandt, ein Mann —
Kein Jüngling mehr, noch weniger ein Greis,
Wenn auch die Jahre graue Flocken schon
Ihm in das dichte, dunkle Haar gestreut.
Ein schlanker Körper trägt das stolze Haupt
Mit seiner hohen, breitgewölbten Stirn,
Drauf schon das Leben manche Furche zog.
Ein dunkler Bart umrahmt ein bleich Gesicht —
Nur bleicher noch im lichten Feuerschein —
Von edlen Zügen, weich, doch ausdrucksvoll,
Und aus dem Antlitz blickt in warmem Glanz
Ein dunkles, träum'risch sinnend Augenpaar. —

Ein ernstes Werk beschäftigt Hand und Sinn.
Von Eichenholz ein Kasten, stahlumspannt,
Steht neben ihm, bis an den Rand gefüllt
Mit Briefen, Zetteln, Schriftwerk aller Art —
Hier ein vergilbtes versbeschriebnes Blatt,
Dort eine Zeichnung — wie der Augenblick
Der Stimmung Kinder raschen Wurfs erzeugt —
Von Schreib- und Zeichenwerk ein bunt Gemisch.
Und Stück für Stück erfaßt die schlanke Hand;
Der Blick fährt sinnend, sichtend drüber hin —
Ein Lächeln bald, bald leiser Seufzerlaut,
Doch meist von jeder Regung unberührt,
So schleudert Stück für Stück er in die Glut,
Und freut sich, wenn's in feur'gen Garben sprüht.
Nur ein'ges Wen'ge, das ihm würdig scheint,
Bewahrt zu werden, legt er still beiseit',
Zu retten es von sichrem Untergang.
Beim Jahresabschluß pflegt er so zu thun.
Das Facit zieht er der vergangnen Zeit,
Nicht bloß des eben abgelaufnen Jahrs,
Das Facit seines ganzen Lebensgangs. —

Fast ist die Truhe bis zum Grund geleert,
Da faßt ein Bündel Briefe seine Hand,
Von seidnem Band umschlungen und verschnürt.
Wie Fieberfrost ergreift's den starken Mann,
Und tiefes Weh zuckt über sein Gesicht.
Soll lösen er das Band? Ach! nur zu oft
Las er die Briefe schon — ein jeder Satz,

Ein jedes Wort hat tief sich eingeprägt!
Er lehnt sich in die Polster weit zurück,
Und traumverloren in das Leere starrt
Sein Blick — Vergangnes steigt empor
Wie Geisterspuk im Dienst der Mitternacht. —

Wie hat er sie geliebt, als hold und schön,
So jugendfrisch und froh, so unschuldsrein,
Mit jedem Liebreiz wunderreich geschmückt,
Ein Götterbild, sie in sein Leben trat!
Wie schlug sein Herz mit frohgemutem Schlag
Entgegen ihr! Nicht stürmisch heiße Glut,
Die wild verheerend um sich greift — nein! nein!
Ein heilig Feuer war's, das ihn durchglüht,
Sein ganzes Sein erfüllt mit Seligkeit.
Und welch ein neues Leben ging ihm auf,
Als ihre Hand in seine sie gelegt,
Als er im Liebeskusse sie umfing,
Und sie, das Haupt an seine Brust geschmiegt,
Ihm Treue schwur für Zeit und Ewigkeit!
Wie Frühlingssonnenschein die Knospe weckt,
Daß sie zur duft'gen Blüte sich erschließt,
So schwoll sein Geist in froher Schaffenslust,
Und was an Kräften, still und ungeahnt,
In ihm noch lag gebunden und gebannt,
Es brach hervor in frischem Werdedrang,
Und rang sich auf zu wirkungsvoller That.
O Liebesfrühling, sang- und blütenreich
Und reich an Wonnen allerhöchsten Glücks! —

Und dann! — Und dann! — Er preßt vors Angesicht
Die Hände fest, und wehrt der Thräne nicht,
Die heiß an bleicher Wange niederrinnt.
Und dann — Wie sie, von Eitelkeit bethört,
Von tückischer Verführungskunst umgarnt,
Die Treue brach! wie jäh das Band zerriß!
Wie endlich sie, in böse Schuld verstrickt,
Die böse Schuld durch grausen Tod gebüßt! —
Hier ihre Briefe — Ach! so manches Jahr
Verging, seit seines Lebens grüne Saat
Von jenem Hagelschlag so arg zerstört,
Daß Frucht nicht trieb, was einst so reich geblüht,
Daß zweck- und ziellos er umhergeirrt
Im Labyrinth des Lebens — hoffnungsarm!
Wie oft schon hat in der Sylvesternacht,
Zog seiner Lebenswerte Rechnung er,
Dies bandumschlungne Bündel er erfaßt!
Doch wollt' vernichtend er's den Flammen weih'n,
Hat immer wieder seine Hand gezuckt,
Und immer wieder legt' er's leis zurück. —

Und heut? — Soll's wieder sein, wie's immer war?
Soll nie vernarben dieser Herzensriß?
Gibt's kein Vergessen für so herbes Leid? —
Mit jähem Rucke rafft er sich empor,
Durchmißt, die Hände hinterrücks gekreuzt,
Gesenkten Haupts mit langsam ernstem Schritt
Des Zimmers Raum in schwerem, innerm Kampf.
Dann bleibt er stehn, und ruft in lautem Weh:

Wie lange noch willst du, Vergangenheit,
Den Blick, den Weg, die Zukunft mir versperr'n!
Soll ich verkümmern schlaff und thatenlos,
Weil mir ein Traum nicht hielt, was er versprach?

Ermanne dich! Wirf ab die Zentnerlast,
Die dir die Brust beengt, die Kraft dir lähmt!
Kampf ist das Leben — kämpf' ihn mutig durch!
Nicht rückwärts mehr, schau vorwärts freien Blicks,
Und in der Arbeit, in des Ringens Glück
Such' dir Ersatz für das, was du verlorst! —

Und stolz erhobnen Hauptes steht er da;
Die Briefe faßt er — ungelöst ihr Band —
Und gibt sie des Kamines Flamme preis,
Daß läuternd sie ihr heilig Amt vollzieh'. —
Und während er in ernstem Sinnen schaut
Aufs Aschenhäufchen seines einst'gen Glücks,
Ertönt von draußen Glocken-Festgeläut',
Posaunenklang und lauter Jubelruf
Als Weihegruß: Glück auf zum neuen Jahr!

Martin Beerel.

Lady Cecil Richmond.

I.

Am 13. Juni 1815.

In dem Prunkpalast zu Brüssel
Tönen süße Geigenklänge,
Tausend Lichter spenden Helle,
Und es wirrt sich bunt der Reigen.

In dem Prunkpalast zu Brüssel
Leuchten weiße Frauenschultern,
Ihren Schimmer dämpft das Dunkel
Schwarzer Kriegeruniformen.

Braunschweigs Kriegerschar, die schwarze,
Mit dem Totenkopf am Tschako
Hat die besten ihrer Tänzer
Hergesandt zur Lust des Reigens.

Mit den muntern Tänzern allen
In dem Schnürrock der Husaren
Kreist im Ballsaal Braunschweigs feur'ger
Heldenherzog Friedrich Wilhelm.

Mit ihm walzt die wunderschöne
Lady Richmond durch die Reihen,
Und mit lachendem Gesichte
Zu der Holden spricht er also:

„Elbas ödes Felsgestade
Ließ verruchten Sinns der Korse,
Und mit frecher Stirn entbeut er
Neu zum Kampf Europas Völker.

„Doch Europa ist gerüstet;
Und ihn würdig zu empfangen,
In Brabants Gefilden harren
Krieger zweimalhunderttausend.

„Solchen Heerbann zu vernichten,
Wirbt er zahllos Kämpferscharen,
Nah schon ist sein Heer dem unsern,
Doch ihn selbst hält noch Paris.

„Komm' er, wann er mag! Vernichtung
Wird und ew'ge Acht ihn treffen,
Doch bis dahin sei die Losung:
Schönheit, Freude, Frauenhuld.

„Heldentum galt alle Zeiten
Mir als Krone ird'schen Lebens,
Höchster Lohn für Heldenthaten
Ist das Lächeln holder Frauen.

„Euer Lächeln zu verdienen,
Ist zu schreckhaft mir kein Wagnis;
Und im Tanz mit Euch zu kreisen,
Dünkt mich stolze Götterlust."

Also spricht der Welfenherzog,
Da: durchs Tanzgewühl sich drängend

Reicht ein Bote ihm ein Schreiben,
Und der Herzog liest es rasch.

Und er kündet laut im Saale:
„Ein im Lager traf der Korse,
Also meldet Marschall Vorwärts,
Und des Kampfes Stund' ist da!"

Flöt' und Geigen, sie verstummen,
All der Frohsinn geht zu Ende,
Rasch erloschen sind die Lichter,
Und die Tänzer wandern heimwärts.

Doch der Herzog steigt zu Pferde,
Und in sausendem Galoppe
Mit der schwarzen Schar der Seinen
In die Nacht sprengt er hinaus.

II.

Am 14. Juni 1815.

Langsam durch die Straßen Brüssels
Zieht ein Trauerzug, ein düstrer,
Eine Krone trägt der Sarg,
Und im Sarg ruht Braunschweigs Herzog.

Wild in sausendem Galoppe
Jagt' er hin durch Belgiens Fluren,
Früh am Tag bei Quatrebras
Grüßt' ihn Donner der Kanonen.

Der von je als Held gestritten,
Wie ein Held stritt er auch heute;
Doch — entsandt aus Feindesreihen —
Eine Kugel streckt' ihn nieder.

In ein Bauernhaus, ein enges,
Trug ihn rasch der Seinen Liebe,
Dort auf dürft'ger Strohschicht lag er,
Bis der Geist dem Leib entwich.

Trauernd nun durch Brüssels Gassen
Führen sie die edle Leiche,
Führen sie vorbei dem Palast,
Wo er gestern froh getanzt.

Lady Richmond steht am Fenster,
Und in Thränen schwimmt ihr Auge;
Der sie gestern froh umfangen,
Kalt und leblos liegt er heute.

Heldentum, das er gepriesen,
Mit dem Tod hat er's besiegelt;
Doch des Lohns ging er verlustig,
Nie mehr labt ihn Frauenhuld.

Langsam aus dem Weichbild Brüssels
Fährt der Zug, dem Blick entschwindend;
In der Ahnengruft zu Braunschweig
Wird der Welfenheld bestattet.

III.

1895.

Langsam durch die Straßen Brüssels
Zieht ein Trauerzug, ein düstrer;
Eine Krone trägt der Sarg,
Und im Sarg liegt Lady Richmond.

Achtzig lange Lebensjahre
Noch am Licht der Sonne ging sie,
Seit der Held ins Grab gesunken,
Der der Jungfrau einst gehuldigt.

Sechsundneunzig Jahreskreise
War zu füllen ihr beschieden;
Doch das Ballfest nie vergaß sie,
Nie den Tag von Quatrebras.

Endlich hingerafft vom Tode
Geht sie ein ins ew'ge Dunkel,
In der Gruft bei ihren Ahnen
Wird bestattet Lady Richmond.

Albert Möser.

Ein Schwabenritt.

(26. Juli 1870.)

Hinjagt die kleine, verwegene Schar,
Keine Kugel sie schreckt, sie trotzt der Gefahr:

Sie soll die Stellung des Feindes erschaun
Und Telegraphendrähte zerhaun.

Vom Badnerland Dragoner es sind,
Doch ihr Führer, das ist ein Schwabenkind:

Das ist der wackere Graf Zeppelin,
Nicht viele Reiter gibt's wie ihn!

Es saust der Galopp, es rasselt der Trab,
Nur selten sitzt das Geschwader ab.

Zwei Tage schier hat der Ritt gewährt,
Erschöpft sind Reitersmann und Pferd.

Heiß brennt hernieder die Julisonn',
Drum rasten die Männer bei Niederbronn.

Im Schirlenhofe kehren sie ein,
Die Rosse zu füttern, zu kosten den Wein.

Da blitzt's — und Schuß auf Schuß erkracht
Von feindlicher Jäger Uebermacht.

Die deutschen Reiter sind hart bedrängt,
Ueberwältigt und auseinandergesprengt.

Zeppelin mit scharfgezieltem Blei
Macht einen französischen Sattel frei;

Schwingt sich auf, haut sich durch und fegt hindann,
Auf welschem Roß der deutsche Mann!

Wie Sturmwind braust es querfeldein,
Die Verfolger wettern hinterdrein.

O Wagestück, o Reiterstück!
Die Feinde bleiben weit zurück!

Im Wind verhallt ihr fluchend Drohn —
Der Graf erreicht die Waldung schon;

Erklimmt ein laubig Baumversteck;
Im Dickicht friedlich grast sein Scheck.

So harrt und horcht er atemlos
Auf dumpfer Rosseshufe Stoß;

So harrt und hört er todesbang
Der Suchenden Stimmen stundenlang.

Sie forschen die Waldung ein und aus,
Dann reiten sie rauchend und langsam nach Haus.

Der Graf verläßt sein luftig Nest,
Sein Roß behutsam traben läßt.

Noch wenig Meilen und er steht
Am vorgeschobenen Pikett.

Die Meldung bringt der Offizier
Dem Feldherrn in das Hauptquartier:

„Herr General, ich teil' euch mit:
Ich kehr' allein vom Patrouillenritt.

Hab' zwischen Lauterburg und Wörth
Vom Feind gesehn nichts, noch gehört.

Bei Niederbronn heut morgen nur
Kam mir zu gut etwas Bravour;

Auf Tod und Leben war's ein Ritt —
Herr General, dies teil' ich mit!" — —

Ein Hoch dem Schwabenland geschwind,
Wo solche Reiter zu Hause sind!

Der treue Gumbiller.

Gumbiller war ein schlichter Knecht,
Dem König dient er treu und recht. —
Seinen König und Herrn konnt' er nimmer vergessen!

Dem zweiten Ludwig, Bayerns Herrn,
Ließ er sein Leben herzlich gern.
Und als der König starb im See,
Geschah dem Knecht ein arges Weh.

Er zog ihn aus des Schilfes Rohr,
Aus trübem Wasserschlamm empor.
Als er den Herrn sah naß und bleich,
Möcht' er am liebsten sterben gleich.
Ach, seit den Herrn er tot gesehn,
War's um sein Lebensglück geschehn!
Ihn freut nicht mehr im Wald das Laub,
Kein spielend goldner Sonnenstaub;
Ihm mundet nimmer süß und wohl
Der rote Wein vom Land Tirol. —
Seinen König und Herrn konnt' er nimmer vergessen!

So oft er ging am Wasser hin,
Meint' er, der König winke drin.
Schwamm auf der Flut des Mondes Licht,
Hielt er's für seines Herrn Gesicht;
Und blitzte drin die Sonne grell,
Hielt er's für seine Krone hell.
Sprach wenig mehr und irrte stumm,
Zwei Jahr trug er den Schmerz herum:
Auch ihn zum feuchten Wellengrab
Unwiderstehlich zog's hinab.
Vom Brückenbogen er sich schwang,
Die Flut den treuen Knecht verschlang.
Tief unten auf dem Bett von Stein
Bei seinem Herren wollt' er sein. —
Seinen König und Herrn konnt' er nimmer vergessen!

Heinrich Vierordt.

Die Macht der Musik.

Vom Antilibanon ritt unser Zug zu Thal,
Wallfahrer nach El-Kuds[1]), ein Dutzend an der
Zahl.

Hernieder stiegen wir von Baalbeks Pracht-
ruinen,
Geführt vom Dragoman, begleitet von Be-
duinen.

Ein breites Thal trennt uns vom großen
Libanon,
Den Schnee des Hermon deckt des Abends
Purpur schon.

Hoch auf dem Felsenkamm verweilen noch
Gazellen,
Am Wege murmeln dumpf des raschen Flusses
Wellen.

Heiß war der Frühlingstag, es flimmerte die
Luft,
Die Pferde drängten sich in schwüler Felsen-
kluft.

---

1) El-Kuds, „die Heilige" (Jerusalem).

Auf einem Vorsprung macht der Führer plötzlich
Halt —
Damaskus grüßt herauf aus seinem Blüten-
wald

Von Palmen, Pinien, Granaten, Rosen
Feigen . . .,
Draus schlanke Minarets empor zum Himmel
steigen.

O kuppelreiche Stadt, „des Morgenlandes
Sonne“,
Still ruht auf deinem Reiz mein trunknes
Aug' in Wonne. —

Da tönt ein schriller Ruf: es kommt auf steilen
Wegen
Die Karawane uns, die stattliche, entgegen,

Die durch den Libanon hinträgt ein kostbar Gut,
Den Weizen vom Haurân, zur Hafenstadt
Beirut.

Zwölf Dromedare sind's; sie steigen weit im
Bogen,
Kurz angeseilt, herauf, teils ziehend, teils ge-
zogen.

Und schwer sind sie bepackt, bis zum Erliegen
fast;
Die armen schleppen nur noch stöhnend ihre Last.

Doch immer weiter zieht die Straße sacht bergan;
Fast eine Stunde noch ist's bis zum nächsten Chan [1]).

Ein junger Araber trabt eilig, trotz der Hitze,
Auf seinem Esel vor bis an des Zuges Spitze.

Er jauchzt den Tieren zu den langgezognen Schrei,
Dann zieht er aus dem Sack die gellende Schalmei.

Und wie der Jüngling hell anhebt auf seinem Rohr,
Da recken sie das Haupt, da spitzen sie das Ohr.

Er bläst den schönen Sang vom Beduinenmädchen [2])
Und lenkt den ganzen Zug leicht an des Liedes Fädchen.

Die Tiere greifen aus und jedes senkt und hebt
Die Beine nach dem Takt des Liedes neu belebt.

In frischer Kraft, verjüngt, ersteigen rasch und munter
Den Hügel sie, dann geht's ins weite Thal hinunter. —

---

1) Karawanserai, Herberge.

2) Ein in ganz Syrien bekanntes und beliebtes Volkslied mit dem Refrain: ilbadawiji.



Der Beduinenscheich begrüßt' uns stumm und lachte;
Wir zogen unsres Wegs und mancher Pilger dachte:

„O göttliche Musik! Nicht bloß an Menschen-seelen,
Du übst auch deine Macht an syrischen Ka-melen."

Dann ritten wir hinab flugs über Stein und Kies
Der Stadt Damaskus zu, dem „irdischen Para-dies".

Damaskus, 1. April 96.

Georg Scherer.



Die beiden Selbstmörder.

Es klingen die Glocken
Verschleiert vom Turme;
Sie laden und locken
Zur gähnenden Gruft.
Die Lämplein, sie schimmern,
Und Schluchzen und Wimmern
Durchzittert die dumpfe,
Die schauernde Luft.

Wen tragen sie heute
Mit schwankenden Schritten
Beim Trauergeläute
Zur ewigen Nacht?
Zwei blühende Wesen,
Zur Wonne erlesen,
Zwei leuchtende Rosen
In Fülle und Pracht.

Das Schicksal verwehrte
Den beiden das Bündnis,
Und Sehnen verzehrte
Ihr banges Gemüt.
So sind sie gestorben,
Versehrt und verdorben,
Noch brechenden Auges
Von Liebe durchglüht.

Im Kampfe ermattet,
Hier mögen sie rasten,
Mitfühlend bestattet,
In Treuen beweint.
Und ewiger Frieden
Sei tröstend beschieden
Den Grausam-Getrennten,
Die endlich vereint.

Der Frühlingsmorgen.

Bin ich jüngst hinausgeschlichen
Nach der Pforte meiner Liebsten,
Früh am Morgen, als die Sonne
Kaum im Osten aufgeleuchtet. . . .

Duftig blüht der traute Garten,
Wo so oft sie hold gewandelt,
Unter Blumen eine Blume.
Rötlich strahlt der hohe Giebel
Ihres vielgeliebten Hauses,
Wie das stille, fromme Lodern
Einer gottgeweihten Flamme.
Tausend Wipfel wehn im Winde,
Alles trieft von Lust und Leben,
Und in Wonne schwelgt die Seele.

Ach, wer dieser Morgenstunde
Unbeschreiblich süßen Zauber
Dauernd mir im Bild bewahrte:
Für den ersten aller Meister
Wollt' ich dankbar ihn erkennen
Und des Lorbeers reichste Fülle
Jubelnd ihm zu Füßen legen!

Diesen Himmel, blau und leuchtend,
Und die neugeborne Sonne,
Dieses Gartens frische Rosen,
Und des Stromes goldne Welle,
Und das Ganze rings vom Rahmen
Wandelloser Felsgebirge
Eng und liebevoll umfriedigt....

Eitle Hoffnung, senk die Schwinge!
Keine Kunst vermag hienieden,
Sei sie noch so gottbegnadet,
Noch so reich an Glut und Fülle,
Solchen Frühling nachzuschaffen!

Sinnend stand ich am Gehege,
Und in stillgeheimer Sehnsucht
Schwoll das Herz dem Traumverlornen.

Da berührt mit einemmale
Amor lächelnd mir die Schulter.
Sieh dich um, so raunt er leise,
Und entfleucht zum lichten Aether.

Sah mich um. Da trat mein Liebchen
Lächelnd vor den dunklen Laubgang.

Nun begriff ich voll Entzücken,
Was der lose Gott gesonnen,
Als ich diese Morgenstunde
Mir im Bild gefesselt wünschte.
Denn in Liebchens blauen Augen
Lebt und webt der Frühlingshimmel,
Denn in Liebchens blauen Augen
Blüht und sprüht die Frühlingssonne.
Ihre wonnetrunknen Lippen
Schimmern rot wie Frühlingsrosen,
Und als Strom in goldner Woge
Wallt herab ihr süßes Blondhaar.

Lange stand ich ohne Sprache,
Lange stand sie leis errötend.
Dann, um dieses Bild des Morgens
Frisch und fröhlich zu vollenden,
Schloß ich all die holde Schönheit
In den ungestümen Rahmen
Meiner jugendstarken Arme.

Ernst Eckstein.

Gesang der Kirke.

„Horch, Gesang im Innern! Er kommt von einer,
Die den Webstuhl emsig umschreitet. Wär' es
Eine Göttin? Ist es ein Weib? Melodisch
Füllt er die Halle."

Fragt ihr noch, Kundschafter des vielgereisten
Dulders? Traun, kein irdisches Weib entsendet
Solchen Wohllaut, sondern die Göttin ist's, die
Zauberin Kirke.

„Eile," singt sie, „tanzendes Weberschifflein,
Daß das Festkleid heute sich mir vollende
Für den Gast, noch kenn' ich ihn nicht, den Hermes
Längst mir geweissagt.

Landen werd' am Inselgestad ein Held einst,
Der allein Stand hielte vor meinem Zauber;
Dem ich, nicht mehr Göttin, ein liebend Weib nur,
Sänke zu Füßen.

Sei es denn; ihm lüget allein der Rauch nicht,
Den er sieht aufwirbeln im Wald von fernher;
Ihm allein winkt gastlich des Herdes Flamme
Hier im Palaste.

Aber weh euch Anderen, Unberufnen!
Eure Gangspur endet an dieser Schwelle.
Kommt und laßt euch nieder und kostet; lieblich
Duftet das Weinmus.

Nun, wie wird euch? Männern von außen gleicht ihr
Ungefähr noch; aber es rührt mein Goldstab
Euch der Reih' nach: siehe, da streift ihr ab die
Gleißende Hülle.

Fort und niemals wieder bethört ein schwaches
Erdenweib! Nur reißende Tiere seid ihr.
Ins Geheg als Wölfe hinaus, als Eber,
Alle gebändigt.

Still, mir war's, als hört' ich Geräusch im Vorsaal.
Raste, Schifflein, eben ja fertig sind wir.
Kommt er noch nicht? Hab' ich auch heut umsonst mein
Lager bereitet?"

In Venedig.

In Venedig an der Riva
Saß ich spät bei Cyperwein;
Vollmond war's, und im Gewimmel
Vieler Menschen ich allein.

Was ich untertags bewundert,
Zog an meinem Sinn vorbei:
Dogengräber, Heil'genbilder,
Auch Geschichten mancherlei.

Aber jetzt, mir gegenüber,
Welch ein Anblick, welch ein Weib!
Keuscher Ernst um ihre Brauen,
Eitel Wohlgestalt ihr Leib.

Trat sie aus den goldnen Rahmen
Tizians in unsre Reihn?
Ist sie Heil'ge, Dogaressa?
Alles beide kann sie sein.

Heilige, der bei der Auffahrt
Sich der Chor der Engel neigt;
Dogaressa, die zur Gondel
Vom Palast herniedersteigt.

Leise plätschert die Lagune,
Ganz wie heut, im Mondenschein,
Und der Schiffer, liebeschaudernd,
Hilft ihr in den Kahn hinein.

Bernhard Hofmann.





II. Lyrische und vermischte Gedichte.

Carmen saeculare

zu 1900.

Durch stets höhere Siegesbogen
Zu des neuen Jahrhunderts Bahn,
Kommen die vergangnen gezogen;
Mit Geschenken ziehn sie heran;
Rühmend, was durch sie geschehen,
Was sie dauernd Großes gethan
Für der Menschheit Wohlergehen.

Erstlich steigen mit Feuerbränden
Urweltmänner aus Schluchten empor,
Licht und Wärme den Brüdern zu spenden,
Steine fügend zu Wölbung und Thor;
Kühnstes suchen sie zu vollenden,
Reigen führend und Festliedchor —
Löwenfelle um die Lenden.

Diese, die das Schwerste bezwungen,
Schwangen zuerst die Axt und den Kran,
Jagten und pflügten und woben und drangen

Ueber die Ströme den Berg hinan,
Mit der stürmenden Woge stritten
Segler und Steurer, bewahrend den Kahn,
Gruben nach Erz und begründeten Sitten.

Alles beraten sie, Ordnung und Rechte,
Schutz dem Schwachen und Heilung sodann,
Auch für die Zukunft dem jungen Geschlechte,
Ruhm für jeden, der Großes ersann;
So wird zur Sprache die Schrift erfunden,
Die für ewig bewahren kann
Was gedacht ward und empfunden.

Schaffend des Geistes höchste Gebilde,
Reiner Schönheit zugewandt,
Gleich erhaben in voller Milde,
Strahlt aus Hellas ein Diamant.
Erbschaft bleibt für alle Zeiten,
Was sein Volk vollbracht und erkannt,
Preisgesang tön' ihm in goldenen Saiten!

Aber um weitere Horizonte
War der forschende Geist bemüht,
Land, das milderer Himmel besonnte,
Fand er in Unschuld aufgeblüht,
War für Paradiesesauen
Des Entdeckers Bewundrung erglüht,
Klärten Berechnende sinnendes Schauen.

Während sie Wandel und Größe der Sphären,
Während sie Keimen und erste Spur

Alles Werdens sich erklären,
Hebt ihren Schleier die strenge Natur.
Sich in allen Wesen erkennend,
Sehn sie zu mildrer Gesittung, nur
Reiner die Flamme der Tugend entbrennend.

Eine Welt voll Schönheit und Größe
Schien begraben, vergessen zu sein;
Doch als ob von ihr sich ergösse
Aus dem Grabe noch Jugendschein,
Drang durch sie, der Fesseln entbunden,
Neues Leben in alles ein,
Eine Welt, die sich wiedergefunden.

Endlich steigen aus Thaten des Krieges
Völkerrecht und Völkerbund,
Und es verpflanzen sich Früchte des Sieges
In der Gesittung empfänglichen Grund.
Altes und Morsches stürzt zusammen,
Allen wird Errungenes kund,
Einsicht dringt aus Schutt und Flammen.

So zu Bergen erhöhen sich Stufen,
Und vom ersten Hammerschlag,
Den die Not hervorgerufen,
Wirkt unendlicher Weiterertrag.
Zwanzigstes mehre mit Segensjahren
Die vergangnen an jedem Tag,
Wachsend an Siegen des Guten und Wahren!

Die elektrische Kraft.

Seit wann, Schicksal, kennen dich
Die Menschen? Seit Friede
Und Unschuld aus den Herzen wich,
Und nur noch lebt im Liede?
Seit sie selbst sich trennten
In arm und reich und bös und gut,
Seit sie spornte der Mut
Zum Kampfe mit den Elementen?

Doch aus dem Kampfe mit der Natur
Ward ein Bündnis, sie weist
Schon willig den Menschengeist
Zu der Erfindungen Spur
Und führt ihn bis hart
An die Schwelle des Lichts, zur größten
Errungenschaft der Gegenwart,
Wo Fragen an Fragen sich löften:
Bis zur elektrischen Kraft,
Die ihm leuchtet und für ihn schafft.
Nur zu Henkerdiensten nicht
Läßt sich brauchen die Hehre,
Sie wendet ab ihr' Gesicht
Und erscheint lieber dem Meere;
Sie erhellt der nordischen Nacht
In weithin leuchtendem Bogen
Der Riesenstädte Pracht,
Die Brücken und rauschenden Wogen,

Sie wirft wie Mondenschein
Die schönsten ihrer Strahlen
In Dachfenster ein,
Um Feenzauber zu malen
Ueber ein schlafendes Kind,
Und bringt ihm silberne Schalen,
Die voll von Blumen sind.
Sie kommt herabgestiegen
Wie ein Märchentraum,
Und durch den armseligen Raum
Flüstert sie dem Kinde zu:
Lasse mich bei dir liegen!
Ich kam ja auch wie du
Erst vor kurzem zur Welt,
Und habe sie doch schon erhellt,
Wie dein Lächeln der alten
Besorgten Eltern ernste Falten!

Mir auch scheint sie herein
In mein einsames Zimmer,
Aber vor ihrem Schein
Erblaßt mir der Mondenschimmer!
Mit der schönen Schwärmerei
Ist es nun aus und vorbei,
Nimmer kehrt, ach nimmer
Die süße Schwermut bei mir ein,
Das holde Sehnen nach Liebespein.
Zu scharf umrißne Schatten
Zeichnet das neue Licht

So deutlich, wie auf Platten
Der Stift ein Bildnis sticht,
Wie Mittagsglut auf Matten
Durch Blütenzweige bricht,
Und mir zeigt es, ach, Wände
In öder Fabrik, den Raum,
Drin arme, kleine Hände
Um einen Lohn, der kaum
Ihr Leben fristet, Tag für Tag
Den Draht umspinnen vom frühen Morgen
Bis zu der Stunde spätem Schlag,
Den Draht, in dem verborgen
Der Funke schläft, der so entzückend
Im Haus des Reichen glänzt, im Saal
Beim Festtagsmahl
Das Silberzeug der Tafel schmückend.

Verschüttet.

Ueberall enthalten
Sind im Erdenschoß
Feindliche Gewalten,
Tückisch brechen sie los,
Und ein Augenblick vernichtet
Was in langer Zeit
Menschenmüh errichtet. —

Himmelhohe Bauten,
Die von Frömmigkeit
Ewigem geweiht
Ueber Wolken schauten,
Die dem stolzen Gedanken
Irdischer Pracht
Ueber allen Schranken
Groß und herrlich vollbracht.
Ach ihr Sturz zermalmt
Tausende von Leben,
Flammen preisgegeben,
Die von Schutt umqualmt
Wütend sich erheben!
Aber tiefer reicht
Und höher ragt, erhabner
Etwas, das höheren Wesen gleicht,
Das im Menschen fühlt,
Und zur Hilfe Begrabener
Rettend den Boden erwühlt. —
Unablässig hinab
Schaufeln die Wackeren
In das lebendige Grab,
Ob vielleicht noch flackern
Lebensflammen, halberstickt,
Ob in die entsetzliche Nacht
Stumme Verzweiflung blickt,
Oder ein Hoffen noch wacht?
Und hinab dringt ein Schimmer,
Und heller wird, heller immer,

Und weiter die Kluft,
Und hinab dringt wehende Luft. —
Indes stehn Kinder und Frauen
Oben bei Fackellicht
Und falten die Hände und schauen,
Wie die Steine durchdringt
Ihr Beten und Gottvertrauen,
Und mehr noch die heilige Pflicht,
Die Nächstenliebe, die das Thun
Der Retter segnet,
Für die, die todgleich ruhn,
Lebendig begraben, bis nun
Endlich Stimme der Stimme begegnet,
Bis die Halberstarrten
Aufsteigen noch wie taub,
Aus dem Erdgrund, dem harten
Leichengewande, voll Staub.

Festhymne

zur Eröffnung der II. Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung
dem Prinz-Regenten von Bayern gewidmet.

Vor der nahen Schwelle des neuen,
Ueber dem Sonnenuntergang
Unsres Jahrhunderts, töne der treuen
Freundin der Menschen der Festgesang:
Arbeit dir und deinem Walten,
Deinem Schaffen und Umgestalten!

Du hast früh uns eingehändigt
Zügel, womit der forschende Geist
Flammen hemmt und Ströme bändigt
Und dem Erdenschoß entreißt
Schätze, die verborgen schliefen
In den dunklen, gefährlichen Tiefen!

Unerschrocken dringen die Deinen,
Deine, der Arbeit Helden hinab
Zu der Urwelt schwarzen Gesteinen,
Trotzend dem Tod und dem gähnenden Grab,
Und sie durchbrechen die Felsenlagen
Länder verbindend dem rollenden Wagen.

Wie die Amme lehrt Kindern gehen,
Lehrst du den Kräften der Natur
Flug der Räder wie Windeswehen,
Mächtig auf Wogen und über der Flur,
Zwingst sie mit der Blitze Schwingen
Botschaft über die Erde zu bringen!

Rad und Röhren mit Stöhnen und Dampfen
Steigen und sinken, der Funke sprüht,
Ketten rasseln, es hauen und stampfen
Riesenglieder, die Esse glüht,
Aber ein Wink gebietet Stille,
Alles beherrscht ein ordnender Wille.

Donnernd läßt zerstieben in Stücke
Felsenmassen ein Druck der Hand,

Fluten weichen, es wölbt sich die Brücke,
Aus der Flut erhebt sich das Land,
Aus der alten Stätte gehoben
Wandeln Paläste auf Walzen geschoben.

Heil der Arbeit! Ihrem Segen,
Ihrem erlösenden großen Gebot,
Kommt Befreiung selbst entgegen
Von den Banden der zwingenden Not,
Und mit Freude begrüßt und bewundert,
Tritt sie in das neue Jahrhundert.

Heil dem hohen Herrn, der weise
Mut und Arbeit schützt und krönt,
Dem aus jedem Lebenskreise
Dank des Volkes entgegentönt,
Pflichterfüllung und Willensstärke
Grüßen dich, Herr, aus jedem Werke!

Hermann Lingg.

Epigon und Dekadent.

Wie die Herren Stichwortritter,
unvermögend, selbst zu denken,
Stumpfe Lanzen mit 'ner Inschrift
auf dem Fähnchen drohend schwenken!
Diese lesend als ihr Urteil
sollst du so zerknirscht erschrecken,
Daß sie kaum zu stoßen brauchen,
auf den Sand dich hinzustrecken.

Wer denn waltet nicht mit Erbgut?
Wer ist nicht ein Nachgeborner?
Doch auf keinen Irrtum schwören
solche Skribler unverfrorner
Als auf den: du seist gerichtet,
wenn sie mittels der Schablone
Deinem Namen beigepinselt
ihre Schätzung „Epigone“.

Bin ein Epigon; bekenne,
ohne daß ich drum erröte,
Daß ich schier unmöglich wäre
ohne Schiller, ohne Goethe.
Waren beid' als Urgenies denn
durch den Aether hergeschwommen?
Nein! auch sie auf Andrer Schultern
Stuf' um Stuf' empor geklommen.

Ja, ich bin ein Epigone.
Meine Herkunft unbemängelt
Läßt es, daß mein Urahn weiland
sich als Wurm emporgeschlängelt
Auf das flache Sandgestade
noch von Erdglut warmer Meere,
Vorfahr wurde ungezählter
kampferstarkter Wesenheere.

Weiter wuchs mein Stammbaum langsam
während hunderttausend Altern
Durch der Baumdurchklettrer Sippe
zu den Feuersteinzerspaltern.
Durch die Jäger, durch die Mütter,
die in horngeschnitzte Nadel
Sehnen fädelnd, Felle nähten,
stieg er auf zum hohen Adel.

Unermeßlich ist das Erbgut
des seitdem gehäuften Hortes;
Jeder Fund ward unverlierbar
durch die Dauerkunst des Wortes.
Alle großen genialen
Träger echter Strahlenkronen
Leben heute noch unsterblich
fort im treuen Epigonen.

Unser Krümchen selbsterworbner
Eigenschaften ist so nichtig,
Gegen unser Erbvermögen
gleichermaßen ungewichtig,

Wie dem ungeheuern Erdball
gegenüber eine Bohne.
Was man ist und kann, man ist es,
kann es nur als Epigone.

Was herauskommt, wenn vermessen
viele jetzt nur Eigenlicht sein
Möchten, ganz was Unerhörtes,
Epigonen aber nicht sein, —
Wer verkennt's noch? Wie zerstrampeln
sich grotesk die armen Schächer,
Um zu ernten für ein Weilchen
Marktruhm als Furoremächer.

Nichts ist diesen aus des Erdreichs
Fruchtland in die kahle Oede
Ihres Eigenwahns Entlaufnen,
zu verrucht, zu faul und schnöde,
Wenns nur Aufseh'n weckt und Schauder.
Ja, die frechen Bursche wagen
Sich als Ruhm die Bannerinschrift
„Dekadenten" vorzutragen.

Dekadenten! Ja, so dummdreist
ist die frevelhafte Bande
Dieser Protzen geist'ger Armut,
sich zu brüsten mit der Schande,
Daß mit ihrem Rest von Einsicht
selber zwar ihr Ziel sie ahnen,
Und sich dennoch lüstern rückwärts
züchten zu den Pavianen.

Bis zum Platzen sind von Dünkel
diese Buben angeschwollen.
Laßt sie noch die letzte Neige
des Jahrhunderts wüst durchtollen,
Niederschrei'n Homer und Dante,
Goethes und der Dichtergranden
Treue Jünger. Auch der Unfug
ist in kurzem überstanden.

Lächle denn zum Aberglauben,
daß dich die Benennung höhne,
Die vor Theben einst erkämpften
tapfrer Helden tapfre Söhne.
Lob in Wahrheit ist der Tadel
dieser Schüler ohne Schule;
Nur ein Epigon von Meistern
steigt empor zum Meisterstuhle.

Wilhelm Jordan.

Das neue Jahrhundert.

Entgegen harrt ihr des Jahrhunderts Ende,
Ihr nennt es siech und altersschwach und müde
Und sehnt herbei die große Zeitenwende.

Dem neuen weiht ihr eures Lobes Psalter,
Als könnt' es als der Erdenzeiten Krone
Bescheren uns das goldne Lebensalter.

In euren Jubel stimm' ich ein mit nichten,
Nicht vorwärts wend' ich schauend meine Blicke
Und schwelge nicht in künftigen Gesichten.

Der Hoffnung, die euch schwellt, will ich nicht wehren,
Doch dem Jahrhundert, das uns all' erzeugte,
Kann ich wie ihr nicht kalt den Rücken kehren.

Und mehr als Jubel ob der Zukunft Wonnen
Will Abschiedsweh die Seele mir beschleichen,
Denk' ich, daß bald sein letzter Tag verronnen.

Glanzvoll steigt auf das Hehre all und Große,
Das bester Inhalt war von unsern Tagen,
Und das entsprang aus des Jahrhunderts Schoße.

Und in mir spricht der unbestochne Richter:
Reich war's an Männern und an Ruhmesthaten
Und Mutter edler Denker, edler Dichter.

Hoch hielt es des Gedankens helle Leuchte,
Des Schönen Schatz mehrt' es mit reicher Fülle,
Und Helden sah's, wie sie kein Alter zeugte.

Ihr, die ihr dem Jahrhundert jauchzt, dem neuen,
Sprecht: wird es, wenn sein Lauf einst geht zu Ende,
In fernster Zeit sich gleichen Ruhms erfreuen?

Gern lass' auch ich von Hoffnung mich umspinnen
Und glaube gern: es wird in künft'gen Tagen
Ein Reich erhab'ner Geistigkeit beginnen;

Der ganzen Menschheit Leitstern wird das Wahre,
In makelloser Reinheit wird sie wandeln
Und opfern an der Schönheit Hochaltare.

Ich hoff's wie ihr, doch Hoffnung kann uns narren,
Ein andres Antlitz kann die Zukunft weisen
Als sehnend wir's erhoffen und erharren.

Wer weiß, ob sie noch ehrt des Geistes Güter;
Vielleicht erfaßt Verrohung Sinn' und Seelen,
Und für das Schöne findet sich kein Hüter.

Und einst vielleicht in der Geschichte Buche
Gebrandmarkt steht das kommende Jahrhundert
Für immer mit der Geisteswüstheit Fluche.

An Aufschwung nur denkt ihr mit frohem Blicke,
Ich aber weiß: hinauf, hinunter gehen
Wie Ebb' und Flut die menschlichen Geschicke.

Ob Nacht einbricht, ob hell'res Licht wird tagen,
Wenn des Jahrhunderts Kreislauf sich vollendet,
Kein Menschengeist vermag's vorauszusagen.

Drum gern zurück mag ich die Blicke wenden
Und — statt auf dunkler Zukunft Heil zu harren —
Errungnem Großen Ruhmeskränze spenden.

Erglüht mit Worten, mit begeistrungsfrohen,
Preis' ich, die dem Jahrhundert Glanz verliehen,
Des Geistes und der Thatenlust Heroen.

Einst ragten sie als unsres Lebens Leiter,
Nun schlingt sie ein die graue Zeitenferne,
Im Nebel schwinden weiter sie und weiter.

Wohl wird Erinnrung nie von ihnen lassen,
Doch wenn uns trennt erst des Jahrhunderts Schranke,
Wird täglich mehr ihr hehres Bild erblassen.

Das ist's, was Wehmut weckt im Seelengrunde,
Und drum mit Jauchzen nicht, mit stiller Trauer
Erharr' ich des Jahrhunderts Scheidestunde.

Albert Möser.

Rückblick.

In meine Jugend blick' ich weit zurück,
Als ich ein stiller, träumerischer Knabe,
Auf breitem Heerweg manch ein gutes Stück
Gewandert bin am leichten Pilgerstabe,
Von Stadt zu Stadt, und dort mein erstes Glück,
Den Hang zur schönen Kunst gefunden habe,
Es ragten noch die deutschen Riesendome
Als Halbruinen aus dem Zeitenstrome.

Schwer hoben sich die schwarzen Sandsteinglieder,
Aus allen Ritzen sproßte Kraut und Gras,
Ein Flor von wilden Nelken floß hernieder,
Und funkelte, wie Perlen und Topas,
Der Eibenbaum, der Epheu und der Flieder
Mit zähen Wurzeln tief im Steinwerk saß,
Man staunte, wie die hoch gesprengten Bögen
Aus eigner Kraft zu halten sich vermögen.

Und trauernd hat der Pilgersmann gesprochen:
In Staub liegt meines Volkes Ruhmeszinne,
Das Reich der Hohenstaufen ist gebrochen,
Verklungen ist der Lenzgesang der Minne,
Der Winter wühlt an den Gewölbejochen,
Daß Grus und Moder auf den Estrich rinne,
Drin flacherhoben-steinerne Gestalten
Auf starrer Brust die frommen Hände falten.

Und in der blauen Ferne sah ich flimmern,
Im Sonnendunst dort überm goldnen Rhein,
Das Straßburg-Münster, — zornerfülltes Wimmern
Um unser Volk klang mir aus jedem Stein:
Wann kommt der Held, die Brücke neu zu zimmern,
Zu bergen das zerschlagene Gebein
Der Kaisergräber? In gepreßten Thränen
Erlosch des Knaben hoffnungsloses Sehnen.

Nun steht der Greis vor den gewalt'gen Türmen,
Die Meister Erwins Schöpfergeist erdacht,
Fortflammend in des Schicksals Wetterstürmen,
Hat deutsche Kraft sie wieder deutsch gemacht!
Welch ein Gewirr von Drachen, Lindgewürmen,
Von zarter Blumen steingewordner Pracht,
Von Laubgewinden, Masken, Reiterbildern,
Ein Wunderwerk, mit Worten nicht zu schildern.

Und immer wieder an der Fensterrose
Des Münsters hängt mein Auge tief gerührt,
O diese Schönheit, diese reine, große,
Vom letzten Gold des Abendlichts berührt,
Mein Geist entsteigt dem trüben Erdenlose,
Vom Tode bald zu Gott zurückgeführt,
Hell tönt mir aus des Domgeläutes Munde
Das Morgenlied der ew'gen Feierstunde.

Die Braut.

Leise, wie das Laub vom Baume,
Das sich löst im Sonnenschein,
Gingst du aus dem ird'schen Traume
In das Land des Friedens ein.

Als dein reines Herz erglühte
Von der Liebe höchstem Glück,
Von der Jugend schönster Blüte,
Rief das Schicksal dich zurück.

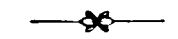
Mit dem Schmuck des Myrtenkranzes
Neigte sich dein Angesicht
In das Meer des ewigen Glanzes,
Der aus Gottes Herzen bricht.

Herbstlied.

Mit den weißen Wolken wieder
Fliegt die Seele in das Land,
Hat die weißen Schwingen wieder
Still und strahlend ausgespannt.

Frühlingsahnung lenkt die Flügel
Ueber Thal und Höhen fort,
Aber ach, die grünen Hügel
Sind im Froste längst verdorrt.

Goldigrote Blätter häufen
Sich empor am Buchenhain,
Und in graue Nebelstreifen
Sinkt der letzte Sonnenschein.



An die Sonne.

Licht, allmächtiges du, schon weckst du mich wieder, im schweren,
Atemversetzenden Traum wallte das Dunkel dahin,
Graundämonen umringten die Brust, der Sterblichen Elend
Drang, zähflüssig wie Blei, tief in das stockende Blut;
Doch nun verklärt mich dein Strahl holdselig, du göttlich-verwandtes,
Wie du die finstere Schlucht, Wälder und Wolken verklärst,
Und meine Seele, durchtränkt vom Abglanz himmlischer Gnade,
Ahnt die erlösende Kraft künftiger Wiedergeburt.

Eduard Paulus.



Auf der Höhe des Lebens.

Im dunkelblauen Meer der Ewigkeit
Ein Eiland ist des Einzelmenschen Leben,
Raum hat's für Liebe, Raum für Haß und Streit,
Ob's hoch und steil ist oder breit und eben.
Sandig im Nebel dehnt sich das eine;
Reich gesegnet mit Rosen und Reben
Leuchtet das andre im Sonnenscheine.

Von blauen Wogen an den Strand gespült,
Erwacht der Mensch als Kind im weichen Sande;
Und wenn er seine Kraft erstarken fühlt,
Durchquert das Eiland er vom Strand zum Strande,
Wandert, von kreischenden Möwen umflogen,
Bis er drüben am anderen Rande
Wieder versinkt in die blauen Wogen.

Mein Lebenseiland ist der höchsten keins;
Doch führen über Höhn auch seine Wege.
Ich spielt' als Kind im Glanz des Sonnenscheins
Am Meeresstrand in blühendem Gehege;
Aber als hoch ich den Berg sah ragen,
Wurden mir plötzlich die Kräfte rege,
Die mich zwangen, mich durchzuschlagen.

Da half kein Zaudern, half kein Stillestehn.
Ich mußte vorwärts, vorwärts ohne Gnade;

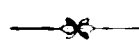
Und klettern mußt' ich hoch im Sturmeswehn,
Weil oben Felsen trennten die Gestade.
Anfangs schritt ich durch blühende Strecken
Leicht empor auf sich schlängelndem Pfade —,
Aber plötzlich begannen die Schrecken.

An spitzen Steinen klettert' ich mich wund,
Versank in Sumpf und Moor bis an die Hüften,
Glitt aus, wie oft, auf glattem Felsengrund
Und rang nach Luft in schneidend kalten Lüften.
Tiere und Menschen, ein Raubgesindel,
Stellten mir nach; und an jähen Klüften
Schwankt' ich vorüber, erfaßt vom Schwindel.

Doch Liebe half mir. Liebe war mein Glück.
Sie hob empor mich wie mit Adlerschwingen.
Nun steh' ich oben, schau bewegt zurück,
Bewegt voraus! Wie weit die Blicke dringen!
Hüben und drüben die dunklen Fluten,
Die mich geboren, die mich verschlingen:
Morgengluten und Abendgluten!

Ach! Köstlich ist auf freier Höh' die Rast,
Wo weit der Blick und alte Wunden heilen.
Doch kurze Frist vergönnt sie nur dem Gast.
Bergab geht's rascher. Lang nicht darf ich weilen.
Unaufhaltsam weitergezogen,
Muß ich den Abhang hinuntereilen.
Branden schon hör' ich die ewigen Wogen.

Karl Woermann.



Prolog
zur Goethe-Feier der Leipziger Studenten am 20. Juni 1899.

Einem Unsterblichen
Sterbliche Ehren!
So arm sie sind,
Steigt doch der jugendlich-feurigen Herzen
Flammender Opferdank mit ihnen
Lodernd empor.
Noch hat der Tag sich nicht wieder gejährt,
Da sein funkelnder Stern
Der Welt erschien.
Im Erntemond war's — die Felder beschwert
Von der goldenen Last,
An den Zweigen drängte
Sich Frucht an Frucht,
Die Trauben schwollen
Der Kelter entgegen —
Da ward er unser,
Das Kind des August,
Ein Augustus selbst,
Er selbst die Erfüllung jeglicher Hoffnung,
Der Ernten beste,
Er selber der Herbst,
Der gesegnete, den nach Winterfrost
Und Not, aus Frühlingssturm und Drang,
Aus jugendlich-gärendem Ueberschwang,

Zum König über sein Volk erkoren,
Der Himmel uns, uns Deutschen geboren.

Wie alles Herrlichste löst auch er,
Der Genius,
Sich aus dem Ring der Natur,
Ihn bindet nicht der Stunden Gesetz
Und der Monde Gang.
Ein Fertiger, ein
Vollendeter steht
Der Olympische da vor den Augen der Welt.
Vom selben Zweige bietet er ihr,
Der lechzenden, mit der goldenen Frucht
Auch die knospende Blüte,
Den Liebeslenz
Und den heißen Sommer der Leidenschaften.
Und fällt der Schnee
Auf das sterbliche Haupt,
Erheischt das Alter
Zoll um Zoll —
Er blüht und prangt,
Der Erwählte, fort,
In unverwelklicher Herrlichkeit.
Und der in geweihter Wissensnacht
Das letzte, siebente Siegel bricht
Vom Buch der Erkenntnis,
Im Auge schon
Den Widerglanz
Vom himmlischen Licht —

Er reicht euch noch mit der weißen Hand,
Der die Pforte sich öffnet
Zur Ewigkeit,
Violen für einen Mädchenkranz,
Lorbeern für eines Helden Stirn,
Und rote Rosen zum Hochzeitstanz.

So ist er unser
In Jugend und Alter,
In jeglicher Freude,
Jeglicher Not,
In Sommerglühen und Wintertod.
Ob die herbstlichen Schatten schreiten,
Geisternde Nebel uns umbreiten,
Ob die Knospen springen am Hag,
Aller Weg ist, aller Zeiten,
Goethefeier, Goethetag.

Drum ehren wir ihn,
Den Unsterblichen heute
Mit sterblichen Ehren.
So arm sie sind,
Steigt doch der jugendlich-feurigen Herzen
Flammender Opferdank mit ihnen
Lodernd empor.

In diesen Mauern
Hat der Herrliche einst zum ersten
Freien Flug die Schwingen geprobt,
Schüler wie wir.
Doch wagen die Lippen auch

Schüchtern kaum ihn den Unsern zu nennen:
Deutsche Jugend wäre sein,
Wäre des Segens der Heimat nicht wert,
Der die Herzen an dieser Stätte nicht
Heller entbrennen.
Ist er der Unsre,
Die Seinen sind wir
Mit jedem Tropfen deutschen Bluts,
Mit jedem Puls,
Der nur berührt
Vom Hauche des Schönen
Rascher schlägt,
Mit jedem Gedanken,
Der über die Grenzen
Des Irdischen in das ewige Reich
Der Gottheit flüchtet,
Dorthin,
Wo das Unbeschreibliche gethan,
Das Unzulängliche Wahrheit wird.

So ist er unser,
So sind wir die Seinen,
In jeglicher Freude,
In jeglicher Not.
Ob die herbstlichen Schatten schreiten.
Ob die Knospen springen am Hag,
Für Deutschlands Jugend ist aller Zeiten
Goethefeier, Goethetag!

Heinrich Bulthaupt.



Erinnerung.

Erinnrung, sanftes Mondenlicht,
Umschwebend dämmernde Gestalten!
Das Leben ist ein Traumgesicht,
Du weißt es freundlich festzuhalten.
Und Bild auf Bild taucht aus der Ferne
Empor, zu neuem Licht erwacht,
Und sinken erst des Lebens Sterne,
Wird größer deine Zaubermacht.
Da hegt das Herz ein still Genügen,
Das nichts ersehnt und nichts erharrt,
Und läßt sich gern von dir betrügen
Um Reiz und Rausch der Gegenwart.

Doch sollst du süßen Schlummertrank
Uns nicht so selbstgewiß kredenzen;
Vergangnes macht die Seele krank,
Sie fiebert von versunknen Lenzen.
Solang noch unsre Pulse schlagen
Gehört uns jeder Augenblick.
Da lacht uns auch in späten Tagen
Oft noch ein freundliches Geschick.
Das Alter traure, das verschollen
In Abendschatten sich versteckt!
Den Lebenden, die leben wollen,
Ist stets der Tisch der Welt gedeckt!

Geständnis.

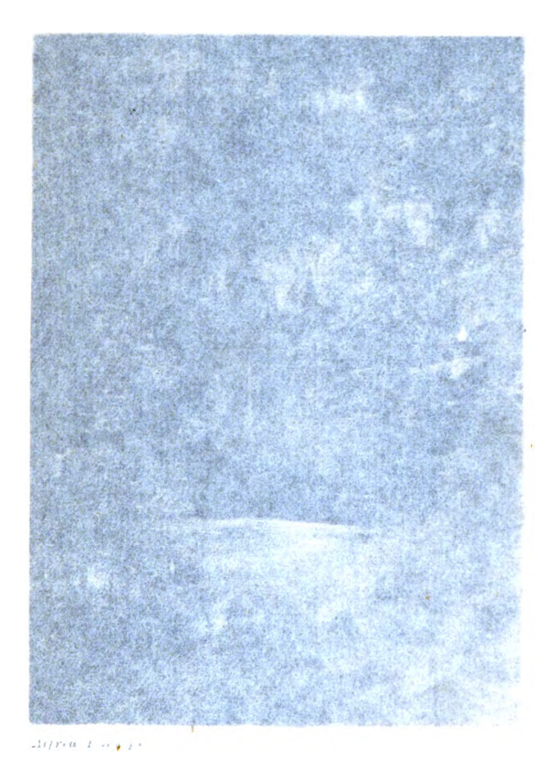
Still bin ich meinen Weg gegangen,
Mich lockte nicht der Lärm der Welt;
Mir hat kein stürmisches Verlangen
Nach Ruhm und Glanz die Brust geschwellt.
Ich sah von einer Stirn zur andern
Den Schmuck des Lorbeers neidlos wandern;
Doch fühlt' ich in der Dichtung Reich
Mich kranzlos den Bekränzten gleich.

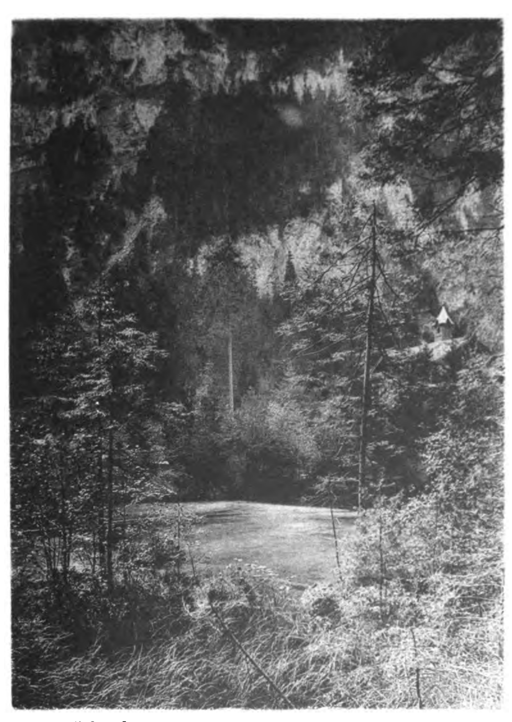
Und was ich bin und was ich habe,
Verdank' ich ihrer Huld allein;
Nie hob ich mit dem Zauberstabe
Den Schatz von Gold und Edelstein.
Und meine Leier baute nimmer
Paläste mir von Prunk und Schimmer,
Wie einst Amphions Saitenklang
Zu solchem Bau die Steine zwang.

Und die da lehren oder lernen
Die großen Namen unsrer Zeit,
Und sie erheben zu den Sternen,
Herolde der Unsterblichkeit —
Ob sie auch mich vergessen mochten
Bei all den Kränzen, die sie flochten,
Ich trag's geduldig und gefaßt,
Der Nachwelt fall' ich nicht zur Last.

Doch schaff' ich froh aus innrem Drange,
Hoch trägt mich der Begeistrung Flug;
Sie stimmt die Saiten zum Gesange,
Ist das des Segens nicht genug?
Ich wahr' im innersten Gemüte
Mir Menschenliebe, Herzensgüte,
Zufriednen Sinn, der niemals klagt
Und andern gönnt, was ihm versagt.

Rudolf v. Gottschall





Alfred Enke phot.

Waldeinsamkeit.

Fünfzig vorüber.

Was die Welt mir verweigert, ich hab' es niemals
Gierig begehrt. Es gar zu erschleichen
Mit den schlechten Kniffen der Tagesknechte,
War mir, als müßt' ich muffige Dirnen
Herzen und küssen.
Nun höret, Freunde:
Wenn ihr mit frischem Grün mich erfreu'n wollt,
Laßt mir den Lorbeer vom Haupte! Er haftet
Nicht auf der Stirne. Nächtige Stürme
Zausen ihn weg, und widriges Zischen
Neidischer Wichte vernichtet die wenigen
Blätter, die blieben.
Am ewigen Amboß
Handiger Arbeit hämmr' ich noch immer,
Breche mit Sorgen mein saures Brot,
Darbe im stillen und dulde stolz.
Und gelingt mir's, ein Werk wuchtig und leuchtend
Aus dem spröden Erz durch die sprühende Esse
Und den hellen Schwung schwerfallenden Hammers
In heiliger Stille hinzustellen:
Wer will's in der Welt, wer achtet es ernsthaft?
Sie haben ja Pfuscher wie Herden in Pferchen —
Einer drängt den andern, die eifrigsten drehn sich
Wie Hämmel, den Dippel im dusligen Hirne,

Um die eigene Achse und blähen sich blökend —
Und der neueste Simpel nennt's Poesie!
Wer will da ein Werk, gereift und gerundet,
Wer weiß es zu werten und kauft es beim Künstler,
Dem der Tag nicht den Ruhm gab oder der Tod?
Kaum freut sich ein Freund und staunt eine Stunde
Und geht und vergißt es.
Laßt mir den Lorbeer!
Soll er mir werden, so sinkt er unwelklich,
Langsam, von selbst, sicher und leicht
Auf den schlechten Block, den Rosengerank
Vergrasten Grabes blühend umschlingt —
Dort lieg' ich dann längst.
Habt ihr schon heut
Die Lust nach Kränzen, so langt mir das krause
Epheugeschling von der alten, zerschlißnen
Eibe dort her auf dem ausgeholzten,
Längstverlaßnen verkümmerten Kirchhof!
Draus flechtet uns Kränze und krönet flüchtig
Hängende Haare und glänzende Glatzen
Und fasset die Becher und ballet die Fäuste
Und lachet und zürnet und zupfet die Lumpen
Und ärmlichen Narren an Nase und Ohr!
Da bin ich dabei. — Dann wieder ans Werk,
Bis die Hand mir erstarrt und der Hammer still
Verklingt am zerklafften Amboß.

Wiedersehen.

Seh' ich endlich, starkes Meer,
Dich nach Jahren wieder!
Und dein rüstiges Wellenheer
Singt die alten Lieder.

Weit da draußen, unbewegt
Hängen Purpursegel
Und am Strand die Woge schlägt
Nach der alten Regel.

Landwärts drängt und treibt der Flut
Ungebrochner Wille —
Und am Horizonte ruht
Eine stete Stille.

Carl Weitbrecht.

Lautlose Nacht.

Lautlose Nacht. Die Fluren trinken
Des vollen Mondes Labeschein.
Stumm läßt Natur die Hände sinken
Und lauscht verträumt in sich hinein.

Kein Vogelton, kein Ruf der Grille;
Im Schatten schläft der Waldeshang:
Sanft überquillt mich diese Stille
Mit ihrem himmlischen Gesang.

Der Menschen unersättlich Jagen,
Der Freud' und Ehren flücht'ge Spur,
Wahn, Müh' und Not seit fernsten Tagen,
Neid, Krieg und Mord, — was war es nur?

Geist, heimatloser, nicht vergebens
Ersehnest du ein Friedensreich:
Denn hinter all dem Lärm des Lebens
Liegt eine Stille, — dieser gleich.

Wilhelm Hertz.

Bedrängnis.

Sagt mir, wer ich bin und wo mein Haus?
Sagt, von welcher Küste fuhr ich aus?
Wie mit eins in meinem schwachen Kahn
Fand ich mich auf diesem Ocean?

Mancher Segler kreuzt um meinen Kiel,
Jeden kümmert nur das eigne Ziel,
Wild auf Beute steuert der Korsar,
Um mich droht und unter mir Gefahr.

Schimmern stolz die Segel auf der Flut,
Denk ich wohl: die Fläche trägt mich gut.
Doch im Dunkel, das den Blick verhängt,
Was beginnen, wenn mich Furcht bedrängt?

Große See, die du zum Spiel mich hast,
Kleiner Nachen, der nur Eines faßt,
Weiter Bogen, der sich drüber spannt,
Ewige Lichter, wo, wo find' ich Land?

Survival of the fittest.

Ein wahres Hausknechtsaxiom:
„Wer fiel, verdient zu fallen,
Den Starken trägt der Lebensstrom,
Und Recht geschieht uns allen.“

Bleibt denn das Glück der Kraft vereint?
Die Griechen wußten's anders,
Als sie den Tapfersten beweint
Am Strande des Skamanders.

Frag die Geschichte: wann gedieh
Das Hohe vor dem Niedern?
Die Sage frag, die Poesie
Und hör, was sie erwidern.

Wer gab Achill die kurze Frist?
Stieß Balder zu den Toten?
Was blieb von Hellas uns? Wo ist
Das edle Volk der Goten?

Natur ist blind, das Glück gemein,
Dem Zufall frönt das Leben,
Das Beßre wählen ist allein
Der Menschenbrust gegeben.

Des Lebens öden Narrenbrauch
Kann nur der Geist vergüten.
Dem Edlen ward ein zarter Hauch,
So helft ihn, helft ihn hüten.

Erwachen.

Wie Schläfer, die ein banger Traum geschreckt,
Wenn sie die frohe Morgensonne weckt,

So kehren von der Zeitlichkeit getrennt
Des Lichtes Bürger in ihr Element.

Nur einer, dem der Schlaf zu jäh entwich,
Fährt wild empor und nicht erkennt er sich,
Zur That ist jede Nerve noch gespannt,
Doch führt kein Weg zurück ins Erdenland.

So fremd ist alles noch — er sucht umher,
Kein Laut, kein Strahl vom Diesseits trifft ihn mehr.
— Wo bist du, Lieb? — Der grenzenlose Raum
Gibt Antwort nur: Es war ein Traum, ein Traum!

Und um ihn wallt's und flutet ohne Ruh'
In Strömen Lichts dem großen Lichtmeer zu:
Komm zu dir, Lieber, hier wird nicht gefreit,
Vergiß den Wahn, um dich ist Ewigkeit.

— Laßt mich zu ihr, die mein in Not bedarf,
Sie sah's, wie mich die Kugel niederwarf. —
Die Brüder lächeln, schlingen ihren Reih'n:
Vergönnt ihm Zeit, bald wird er unser sein.

— Sie schrie um Hilfe, war noch eben nah! —
Blick auf zum Lichte, sieh, kein Feind ist da.
— Zur Erde will ich! Nicht ins ewige Licht! —
Zur Erde? Eine Erde gibt es nicht.

Isolde Kurz.

Herbstes Zeichen.

Des Herbstes Nähe läßt sich spüren
Tagtäglich mehr und allerwärts,
Doch die verhangnen Berge rühren
Zumal mir das erschrockne Herz.

Ich weiß nicht, ist's gekehrte Trauer,
Die mich an eh' Verlornes mahnt?
Erfüllen mich geheime Schauer
Von dem, was trüb der Seele ahnt?

Die Cypresse.

Schweigsamer Schwermut Bild, o immergrüne Cypresse,
Weder der Sommer berührt noch auch der Winter dein Haupt.
Unverlierbar bewahrst du den Schmuck der geselligen Blätter:
Frevel beginge die Hand, die sich erkühnte des Raubs.
Wohl wem glücklich im Fall zu erhaschen nur eines gelänge,
Ewig bliebe der jung, aber noch keiner gewann's.

Glück der Ahnungslosigkeit.

Wo nach des Ungewitters Zorn
Die Aehren zitternd stehn;
Geringelt ums zerschlagne Korn
Taufrische Blumen wehn.

Kein Zug verrät in ihrem Blick,
Wie sie an Hilfe arm;
Sie fühlen nicht ihr Mißgeschick
Und drum auch keinen Harm.

So lächelt ahnungslos ein Kind
An seiner Mutter Grab,
Und sieht nicht, die am Werke sind,
Zu betten sie hinab.

Martin Greif.



Am Rhein.

(1871.)

O, daß du bei mir wärst zu dieser Stunde!
Dort auf den Hügeln ruht der Dämmerschein,
Und märchenhaft dahin im breiten Grunde
Dem Abendrot entgegen fließt der Rhein.

Der Rhein! der Rhein! Was brauch' ich mehr zu sagen?
Faßt sich in diesem einen Worte nicht
Die Poesie von unsren schönsten Tagen —
Ja, ist dies Wort allein nicht ein Gedicht?

So fühlten oft voll Sehnsucht unsre Seelen,
So flogen sie dem Reich der Träume zu —
Warum, warum mußt du nun heute fehlen?
Vielleicht wär' es zu viel — der Rhein und du!

Nichts als eine Rose.

(1898.)

Nichts als eine Rose heut
Bring' ich dir zum Feste,
Denn, was auch das Leben beut,
Lieb' ist doch das Beste;

Lieb', die bis ans Ende währt,
Lieb', die nicht erkaltet
Und, wenn Leid uns widerfährt,
Sich erst recht entfaltet.

Lieb' in Glück und Lieb' in Not,
Sie besiegt die Jahre,
Schimmernd noch wie Morgenrot
Um die Silberhaare.

Julius Rodenberg.



Lieder von unterwegs.

I. Luzern.

Luzern, du mein Stern an der reißenden Reuß,
Deine Buhlen, die Berge mit Häuptern so weiß,
Es grüßen dich groß die Giganten in Schnee —
Luzern, du mein Stern am Vierwaldstättersee.

Am See, eine Fee im schimmernden Kleid —
So liegst du gebettet in Herrlichkeit.
Es woget die Wiese, es rauschet das Ried
Am See, o du Fee, wenn der Abend verglüht.

Die Nacht stiehlt sacht sich ins dampfende Thal —
Nun schwärmt es und schwirrt es in Garten und Saal;
Es umwandern die Fräulein, umwandern die Herrn
In der Nacht fein sacht deinen Strand, o Luzern.

Zu Thal wie so kahl im letzten Erglühn
Schau'n Berge und Kuppen und funkeln und sprühn —
Sie schauen aus rosiger Wolkenruh
Zu Thal ach! so kahl und lächeln dazu.

Luzern, du mein Stern, meiner Augen Lust,
Dich lieb' ich mit sehnender, klopfender Brust —
Wie bist du so stolz und doch wie so traut,
Luzern, du mein Stern, du Gigantenbraut.

II. Auf dem Sanct Gotthardpaß.

Siehst du die einsame Wolke,
wie sie am Felsen hängt?
Wie sie mit klammernden Gliedern
ihm an die Brust sich drängt?

Siehst du die fallenden Wasser,
wie sie aus Eis und Schnee,
Wie sie vom Abhang voll Sehnsucht
stäuben zum winkenden See?

— Stürmischen Wolken und Wassern
sieheſt du ahnend zu —
Ahnendes Herz, o sage,
sage, was stürmst auch du?

III. Am Strande.

Es dunkelt der Abend am Meer;
Grau kommen die Nebel gezogen.
Was lange schon wandert nicht mehr,
Kommt wandernd daher —
Am Meere, am Meer
Erwacht mit den brandenden Wogen
Was lange schon wandert nicht mehr.

Der Freunde der Jugend am Meer
Gedenk' ich in Wehmut tiefinnen.
Dahin, die ich liebte so sehr,

Das Leben so leer!
Am Meere, am Meer
Versink' ich in Träumen und Sinnen —
Dahin, die ich liebte so sehr!

Groß über den Dünen am Meer
Entlodert wie leuchtende Kerzen
Der Sterne unendliches Heer.
Herz, klage nicht mehr!
Am Meere, am Meer
Wie klein sind die menschlichen Schmerzen,
Die lodernden Sterne wie hehr!

IV. Isola bella.

Schwimmende Perle du,
Perle im lago maggiore,
Ruhvoll winkt mir zu
Dein giardino d'amore.
Liebend hast du gesellt
Pflanzen, welche sich hassen —
Alle Düfte der Welt
Duften von deinen Terrassen;
Dunkel, in Dämmrung getaucht,
Stehen die Föhren und träumen;
Neckisch in Mandelbäumen
Tändelt der Südwind und haucht:
Tu mia stella,
Isola bella!

Aber dir würzte den Strand
Baum nicht nur und Blume,
Weihte doch bildende Hand
Dich zum Heiligtume.
Siehe! Tempestas Kunst
Schmückte des Schlosses Wände,
Vitalianos Gunst'
Marmorn dein Gelände.
Zögen die heitere Bahn
Heute noch Musen, wie weiland,
Wahrlich! sie riefen, mein Eiland,
Stolz dir aus schaukelndem Kahn:
Tu mia stella,
Isola bella!

Seh' ich im Abendstrahl
Deine Wipfel sich neigen,
Wandelt wie süße Qual
Andacht mich an so eigen.
Ueber dich purpurnes Weh
Hauchte die purpurne Späte;
Alle Glocken am See
Rufen zum Nachtgebete.
Fülle des Wohlklangs fließt
Ueber die Wasserweiten,
Während im Heimwärtsgleiten
Fischer und Ferge dich grüßt:
Tu mia stella,
Isola bella!

Ernst Ziel.



Harmlose Sonette.

I. Der volkstümliche Dichter.

Heut sprach der Herr Regierungsrat mich an,
Zum Lächeln zwang er seine strengen Mienen.
„Man liest,“ so sprach er, „jetzt so viel von Ihnen,
Sie haben eine Zukunft, junger Mann!“

Und als ich weitergehend mich besann,
Womit ich durfte solche Huld verdienen,
Da trat ein Kerl in derben Holzpantinen
Die Mütze lüftend ehrfurchtsvoll heran.

Da sagt' ich mir: Sieh, deines Fleißes Saat
Ging endlich auf. Dich kennen alle Leute
Vom Arbeitsmann bis zum Regierungsrat!

Und wie ich mich des jungen Ruhmes freute,
Fiel ahnungslos mein Blick auf ein Plakat,
Da stand mit Riesenlettern: „Stichwahl heute!“

II. Der Goetheforscher.

Ein Goetheforscher war zu Gast gebeten,
Ein Mann, der seines Abgotts Jugendjahre
In einem siebenbänd'gen Kommentare
Mit Fleiß und Scharfsinn gründlich breitgetreten.

Man lebt nicht nur von Austern und Pasteten,
Man schätzet auch das Schöne und das Wahre,
Und nichts ist nobler als beim Kaviare
Ein Gratisfeuerwerk von Geistraketen.

Und um zu ehren ihn bei diesem Schmause
— Wie viele andre mußten ihn beneiden! —
Gab man als Dame ihm die Frau vom Hause.

Das Wetterthema ließ sich nicht vermeiden,
Dann aber sagte sie nach langer Pause:
„Herr Doktor, lasen Sie schon Werthers Leiden?“

III. Der Mären.

Der jüngst geadelte Kommerzienrat,
Ein großer Feldherr in der Börse Kriegen,
Bezog ein neues Heim. Reich und gediegen,
Ja fürstlich war die Villa in der That.

Welch eine Pracht von Bronze und Brokat!
Ein Smyrna deckte weich die Marmorstiegen,
Damit die freiherrlichen Steine schwiegen,
Wenn sie ein bürgerlicher Fuß betrat.

Und der Salon — ein wahres Prunkgemach!
Bestimmt zum Schauplatz exquisiter Feten,
Voll von Gemälden bis zum Kuppeldach!

Bewundernd war ich vor ein Bild getreten.
„Ja,“ sprach der Hausherr, „dieser Achenbach
Paßt wirklich einzig schön zu den Tapeten.“

IV. Kunst-Enthusiasmus.

Es wogt und flutet nach der Alberthalle,
Man schiebt und stößt und drängt sich zu den Kassen.
Kaum kann der Bau die Menschen alle fassen,
Die Einlaß heischen in so starkem Schwalle.

Sagt nur, was gibt es denn? Wird sich die dralle
Soubrette unsrer Bühne hören lassen?
Singt gar Yvette, die Nachtigall der Gassen,
Die Tanzchanson vom letzten Faubourgballe?

Gibt Haase nochmals eine Abschiedsfeier?
Will Adelina wieder konzertieren,
Die neulich trug den dritten Hochzeitsschleier?

Du fragst noch, Freund? Das nenn' ich sich blamieren!
Der Karrengaul des Möbelfuhrmanns Meyer
Ward jüngst dressiert und soll heut debütieren!

Julius R. Haarhaus.

Vorfrühling.

Fege nun von Busch und Baum,
Kecker Wind, die welken Reste,
Schaff' dem jungen Frühling Raum
Für die neuen Blütenfeste.

Wohl gedenk' ich alter Pracht;
Doch Verwelktes muß verwehen:
Fege, Wind, bei Tag und Nacht,
Laß mich neuen Frühling sehen!

Siegender Lenz.

„Willst du wieder mich bethören,
Lenz, mit schmeichlerischen Mienen,
Neuen Herzensdrang beschwören,
Kaum daß wieder du erschienen?

„Willst du mit den weichen Lüften
Mir aufs neu' die Sinne quälen,
Mit den süßen Veilchendüften
Wieder mir die Ruhe stehlen?

„Deine Launen, deine Tücken
Hab' ich ach zu oft erfahren,
Sollst mich diesmal nicht berücken!
Weisheit kommt ja mit den Jahren."

Scheltend so auf Blütenwegen
Wandl' ich heim nach meiner Klause,
Vor dem falschen Frühlingssegen
Bergend mich im sichern Hause.

Doch durchs offne Fenster schweben
Zarte weiße Blütenflocken;
Durch der Lüfte warmes Weben
Klingt der Vöglein zärtlich Locken.

Wie im Traume hör' ich wieder
Alte Liebesstammelworte,
Heimlich Lachen, leise Lieder —
Horch, da klopft es an die Pforte.

Und in jugendlicher Schöne,
Ueberstrahlt von Lenzesschimmer,
Schmeichelnd, daß ich mich versöhne,
Steht die Falsche schon im Zimmer.

Will aufs neu' ihr Spiel sie treiben,
Diesmal soll es ihr nicht frommen;
Kalt, unnahbar werd' ich bleiben —
Doch — kaum weiß ich, wie's gekommen —

Heiß fühl' ich's zum Herzen wallen,
Meine Arme sie umschlingen.
Draußen hör' ich Nachtigallen
Hell den Sieg des Lenzes singen.

Worte!

Du sprichst die alten Worte noch,
Nennst „Liebste“ mich und „teures Kind“:
Warum mahnt's mich so traurig doch,
Als spielt' im Herbstlaub kühl der Wind?

Es ist nicht mehr der alte Ton.
Wohl klingt er freundlich noch dem Ohr;
Doch ach, mein Herz hört lange schon,
Daß es das deinige verlor.

Adolf Berk.

Altersweisheit.

Wie gibt's in der Welt gar so liebliche Dinge!
Und ihrer keines acht' ich geringe.
Schön ist der gewaltige Sternenhimmel
Und schön im Moose das lust'ge Gewimmel,
Dort jener gewaltige Gletschergipfel,
Und hier ein zierlicher Rokokozipfel,
Schön ist die große Juno in Rom
Und die Madonna im Kölner Dom,
Michelangelo hat es mir angethan,
Soddoma nicht minder und Tizian —
Herrgott, was hat mich alles entzückt,
Ein Jahrzehnt ums andre beglückt!

Jetzt aber habe ich über Nacht
Eine nagelneue Entdeckung gemacht:
Endgültig habe ich's festgestellt:
Das Allerschönste der schönen Welt,
Das bleibt für jeden, der nicht blind,
Doch ein lebendiges Menschenkind,
Wenn's nämlich weiblichen Geschlechtes,
An Wuchs und Antlitz etwas Rechtes,
Und hat sich bei gesunden Tagen
Durch siebzehn Sommer hindurchgeschlagen,
Nun eben mit leisem, süßem Reifen
Fängt's an, die Kinderschuh abzustreifen —

Mit solcher Holdseligkeit kann sich nichts
Vergleichen im weiten Reiche des Lichts!
Wie gesagt, das ist mein jüngstes Erlebnis,
Langjähriger Studien letztes Ergebnis.
Doch wie ich's sage, faßt es mich
Auf einmal wirr und wunderlich:
So klug meine dummen Augen waren
Wahrhaftig schon vor dreißig Jahren,
Ein gut Teil klüger noch sogar:
Die Süßigkeit trank ich aus vollen Schalen!
— Und da will man mit Altersweisheit prahlen!

Hans Hoffmann.

Heimweh.

1.

Zu Straßburg auf der Schanz
Da hub sein Trauern an . . .
Nun fühl' ich's erst, wie bitter weh
Das Heimweh ihm gethan.

Seitdem du fern, mein Heimatland,
Licht meines Seins, mein Lebensduft!
Seitdem ich such' nach lieber Hand
Und taste in die leere Luft . . .

2.

Seit du gegangen,
Ist es so leer.
Wolkenverhangen
Alles umher.
Von Lachen und Scherzen
Weiß ich nichts mehr.
Tief, tief im Herzen
Lastet die Sehnsucht dumpf und schwer.

Wolken und Sterne
Kommen und gehn.
Du nur bleibst ferne.
Wann werd' ich dich sehn?

Es lischt so trübe
Das Abendrot.
Mir ist: unsre Liebe
Sei lange, lange schon tot ...

3.

Ich sah ein lachend Paar im Sonnenschein
Am Waldrand sitzen selig und allein.

Er sprach zu ihr. Aus blonder Locken Hauf
Sah leuchtend sie zu dem Geliebten auf.

Da dacht' ich dein, die fern. Weh faßt' es mich.
Mit nassen Augen scheu vorbei ich schlich ...

4.

Mit weichen Händen faßtest du mich an,
So, wie mir niemals sonst ein Weib gethan.

Wie Blumenduft war deine Zärtlichkeit,
Der warm und süß umspielt zur Sommerzeit,

Wenn über Rosen leicht ein Falter schwebt
Und suchend seine blauen Flügel hebt ...

Dein Wort klang neckisch mir wie Tanzmusik,
Und rätseltief doch war dein feuchter Blick.

Und war verdrossen ich, müd, alt und kalt,
Kamst du, der Jugend labendste Gestalt ...

Dies warst du ... und noch mehr! Mit heißem Herzen
Denk' ich es durch in Nächten banger Schmerzen.

Dann stiehlt des Mondes Strahl sich sacht herein ...
Ich schrecke auf ... und denk': du mußt es sein.

Albert Geiger.

Deutsche Schiffe!

Wir sind von Feinden stets bedroht,
Zu Lande und zu Wasser;
Wo sich ein Feuerlein nur bot,
Da schürten Deutschlands Hasser.

Da schlägt die Flamme wohl empor
Und sengt die deutsche Eiche,
Doch ob sie Aeste auch verlor,
Sie wurzelt fest im Reiche.

Sie breitet neue Zweige aus
Und schirmt in fernen Zonen
Mit ihrem Dache Hof und Haus
Der Brüder, die dort wohnen.

Doch soll der junge Baum gedeih'n,
Müßt ihr im Sturm ihn stützen!
Von Ungeziefer ihn befrei'n,
Den, der euch schirmt, selbst schützen!

Erhebet nicht die leere Hand
Zu thatenlosen Schwüren!
Helft, daß wir für das Vaterland
Die besten Waffen führen!

Und jeder Splitter, der vom Stamm
Der Eiche ward geschlagen,
Soll uns auf weißem Wogenkamm
Nach fernen Ländern tragen!

Dann wird der Handel über See
Uns reiche Schätze bringen
Und hier wie dort in Lust und Weh
Das deutsche Lied erklingen!

Dann wird von hohen Masten frei
Die deutsche Flagge wallen
Und nie der Brüder Hilfeschrei
Mehr ungehört verhallen!

Drum deutsche Männer, deutsche Frau'n!
Helft bei dem ernsten Werke:
Wir wollen deutsche Schiffe bau'n
Zu Deutschlands Ruhm und Stärke!

Max Hartung.

Stimmen der Nacht.

In buntem Reigen zog vor mir entlang
Der Stunden Chor mit wechselndem Gesang.
Die letzte trug ein rosenfarb Gewand,
Darüber wob sich breit ein dunkles Band.

Und leis erstarb ihr Lied, es schwand ihr Licht.
Nun will ich lauschen, was die Herbstnacht spricht
Mit Windesrauschen im entlaubten Hain,
Mit halbverhülltem, mattem Sternenschein.

Von hohen Wipfeln hör' ich's mahnend wehn:
Dem Sommerlaube gleich wirst du vergehn.
Mild zwischen Wolken schimmert es hervor:
Wir kreisen und vergehn. Du steigst empor.

Ernst Muellenbach.



Vorfrühling.

Es schmolz der Schnee, es schmolz das Eis,
Und traumhaft muß ich lauschen
Wie durch die öden Lande leis
Die Berggewässer rauschen.

Es weckt die weiche Lenzesluft
Der Pflanzen starre Keime;
Gern göss' ich etwas Veilchenduft
Schon heut in diese Reime!

Es läßt sich auf die feuchte Au
Ein Starenzug hernieder,
Und schüchtern tönt's im Himmelsblau
Wie erste Lerchenlieder!

Mit hellen Trieben prangt der Tann
Im immergrünen Kleide,
Und überall webt dann und wann
Lichtsonniges Goldgeschmeide.

Da zwitschern bunte Meisen traut
Rings in den dichten Zweigen,
Und hämmert fern ein Schwarzspecht laut,
Erschrickt das tiefe Schweigen.

Der Wildpfad grüßt mich rein und blank
Gefegt vom Frühlingswinde;
Ein Rehbock, gelblichbraun und schlank,
Huscht drüberhin geschwinde.

Nun tret' ich aus dem Wald heraus
Und wandle auf der Düne;
Sacht hallt heut nur des Meeres Braus,
Sacht wogt das Meer, das grüne.

Und rückwärts schon der Tannwald liegt
In seligem Traumgelüste,
Ein Sonnengolddust überfliegt
Die weite Bernsteinküste!

Juninacht.

Im Garten schreit' ich auf und nieder,
Weich weht der Wind um Mitternacht,
Und trägt den Duft vom blauen Flieder
Weithin durch weiße Mondenpracht.

Der Blütenbäume Blätterschatten
Sich leise nur am Boden regt,
Und an der Geißblattlaube Latten
Sich raschelnd das Gerank bewegt.

Die Windenschwärmer emsig schwirren,
Berauscht von süßem Blumenduft;
Im nahen Bruch Glühwürmchen flirren,
Ein Lichtermeer, in stiller Luft.

Es flattert durch die lichten Räume
Lautlos die flinke Fledermaus;
Den Tyras quälen böse Träume,
In heisres Bellen bricht er aus.

Da — auf des Holzstalls schrägem Dache
Schleicht scheu ein braunes Wiesel sacht,
Am Starnest schläft die müde Wache,
Ein Angstschrei zittert durch die Nacht.

Dann hör' ich noch die Turmuhr schlagen,
Beginnend dumpf und endend schrill;
Und mich durchströmt ein Wohlbehagen,
Nun wird die Welt unsagbar still.

Von Schlafesdämmerung umfangen,
Lehn' ich am alten Apfelbaum,
Lichtschwach seh' ich die Sterne prangen,
Matt glänzt ihr Gold durch meinen Traum.

Drin kommt ein Blondkopf sacht geschritten
Mit Krug und Becher, zier und schmal,
Kein Laut bebt unter ihren Tritten
Und nickend füllt sie den Pokal.

Aus fernem Park tönt märchenleise
Kirschvogels heller Frühlichtsang,
Wir wandeln, lauschend seiner Weise,
Den lichtbestreuten Pfad entlang . . .

Ein Morgenhauch streift meine Wangen,
Der Rasen schimmert blaß und feucht;
Da war mein schöner Traum zergangen, —
Erstaunt steh' ich im Sonngeleucht.

Max Kiesewetter.

War es Zufall?

War es Zufall, daß ich dich gefunden,
Oder warst du seit den ersten Stunden
Deines Eintritts in das Erdenleben,
Ohne daß wir's ahnten, mir gegeben?

Waren wohl, durch Wundermacht bezwungen,
Unsre Seelen insgeheim verschlungen
Längst vor jenem Abend, da's geschehen,
Daß wir uns von Angesicht gesehen? —

All dies weiß ich nicht und kann's nicht wissen,
Will auch gerne solche Kunde missen,
Steht nur unerschütterlich das Eine:
Bis in Ewigkeit bleibst du die Meine.

Ermunterung.

Ich hab' mich Menschen nie geoffenbart,
Und keiner würde sich mit Recht vermessen,
Daß meines Wesens Schlüssel er besessen:
Dir hab' ich meine Seele aufgespart.

Sie ist der Knospe gleich, die, lang verhüllt,
Sich plötzlich wie durch Zaubermacht erschlossen;

Nun steht sie da, von junger Pracht umflossen,
Und harret, bis sich ihr Geschick erfüllt.

Sich zu dir neigend — nimmst du's denn nicht
wahr? —
Will sie von deiner Hand gepflückt sich sehen.
O zögre nicht! Leicht könnt' es sonst geschehen,
Daß sie sich wieder schließt auf immerdar.

Rudolf Krauß.



Allfrühling.

Geh hin durch den hohen, rauschenden Wald,
Du hohe, du schweigsam schlanke Gestalt,
Und laß um dich im schwebenden Schreiten
Vom lustig zitternden Zelt über dir
Duftig die spielenden Lichter gleiten,
Vergolden der braunen Locken Zier.
Dein Antlitz schimmert licht wie der Morgen,
Und still in den Wald in dunklem Schein,
Vom dunkleren Kranz der Wimpern geborgen,
Leuchten die träumenden Augen hinein.
Die Lippen, von lächelndem Reiz umflossen,
Scheinen in purpurnes Blut getaucht,
Sind leicht um den wonnigen Kelch erschlossen,
Als hätten ein Lied sie hingehaucht.

Und wenn die dunklen Augen sich senken,
Heben zu holdem Angedenken
Sich Blütensterne bei deinem Nahn
Und sehn mit deinen Augen dich an.
Dein Lächeln aber entlockt zur Stunde
Die süßesten Träumer dem grünen Grunde,
Die Herzen thun sie dir auf, die roten,
Verschämt wie heimlicher Küsse Boten;
Und Bergeshauch durch die Zweige zieht,
Und die Quelle singt ein silbernes Lied,
Und der Vogel singt, aus dem Traum erwacht,
Leise, leis in die Waldandacht,

Die rings durch die tauenden Büsche weht;
Ein wonniges, weinendes Frühlingsgebet,
O du, so hab' ich dich gleich erkannt:
Allfrühling bist du, von Gott gesandt,
Und rings entfalten sich tausend Triebe,
Verkünden als König dich weit und breit
Und selig weht schon ein Gruß der Liebe
Dir zu durch die Feier der Einsamkeit. —

Geh hin durch den Wald mit schwebendem Schritt
Und nimm meine sehnende Seele mit!

Dem Einzigen.

Du bist der Einzige, der's vermochte,
Der heiße Sehnsucht mir erregt,
Daß dir mein Herz entgegenpochte,
Wie wenn das Meer an Felsen schlägt.

Die Flamme sprang aus einem Funken,
Ich liebe dich mit aller Kraft
Der Seele, die, so lang versunken
In Schlaf, ihm plötzlich wird entrafft.

Du bist für mich der Gottentstammte,
Der über Dunkel herrscht und Licht,
Ich liebe dich, wie der Verdammte
Das ew'ge Heil. Du liebst mich nicht.

Irene v. Schellander.

März.

Der Frühling macht die Herzen schwer,
Die freudenarm und liebesleer —
Und doppelt sehnsuchsvoll und bange.
Eisschollig lockt ihr winkend Meer
Die Ströme aus den Bergen her,
Es rieselt, rinnt von jedem Hange.

Und Wolkennacht und Sonnenlicht,
Die schauen gar einander nicht
Und jagen sich hoch in den Lüften.
Der wankende Sturm die Zweige bricht,
Er ruft, wie einst zum jüngsten Gericht,
Das Leben auf aus allen Grüften.

Ein Morgenschein im kahlen Land,
Veilchen in jeder Kinderhand,
Im Herzen ein Klopfen und Mahnen: —
Bald grünt es auf am Hügelrand,
Schlingt um die Welt ein Rosenband,
Erfüllt und stillt dein Liebesahnen! —

Oswald Schmidt.

Meine Schwäche.

Wohl lieb' ich alles, was leuchtet und loht,
Ich liebe der Flamme Scharlachrot,
Wenn gierige Lüfte sie kosen;
Ich liebe der Sonne Purpurschein,
Den dunkel glühenden, funkelnden Wein,
Ich liebe die feurigen Rosen.

Doch lieber ist mir dein goldrot Haar,
Dein tief erglühendes Wangenpaar
Als alle Rosen zusammen!
Und lieber Lippen so rot wie Blut
Und Augen, glänzend in stiller Glut
Verhaltener Herzensflammen!

Heinrich v. Oedheim gen. Bautz.

Ahnung.

Als ich, ein Kind,
Durch Blütengärten wandelte
Im Dämmerlichte,
Wo frühlingstrunken alle Knospen
  Die Hülle brachen, —
Wo blaue Schatten
Auf den Wiesen wallten, —
Geheimnisvolle,
Zarte Düfte bergend —
Da traf der Amsel
Frohlockend heller Sang
Mich ahnungsvoll ins Herz . . .
Im Auge stieg mir auf
  Die heiße Thräne,
Unwissend, angstvoll
Schlug mein kindlich Herz . . .
So tiefe Schwermut
Schattet meine Sinne,
Daß ich, aufschluchzend laut,
Mich zitternd warf
  Ins Gras . . . .
Schon lang ist mir der Kindheit Lied verklungen, —
Manch heller Tag und manche dunkle Nacht
Hat mit verschleiert=rätselvollen Stimmen
Gewaltig mich zu Lieb' und Leid gerufen . . .
    Als mich dein Arm umfing,

Des Glückes weicher Flügel mich gestreift —
Da tönte wiederum der Amsel Sang!
  Und offenbarend
Verkündet mir die Frühlingsstimme
  Mein Kindesleid.
O süße Herbheit, tiefes Liebesweh,
Das dunkle Ahnungsschatten
Im Frühlingslichte warf
Auf meine Kindesseele!

Erna Ludwig.

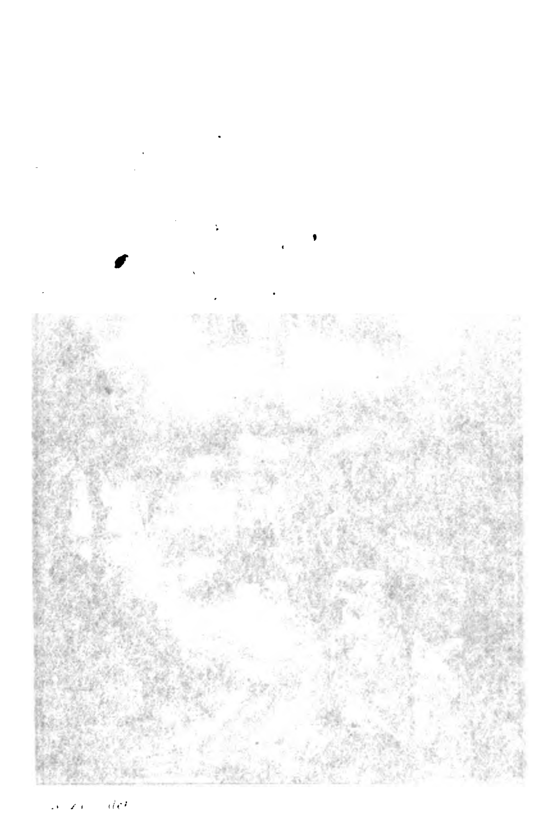
Mittagsruhe.

Der Himmel schwält in weißer Glut.
Mittag ist's. Die Erde ruht.
Im Tannenschatten träum' ich ins Land.
Die Sommerluft legt ihr schläferndes Band
Mir um Aug' und Hirn.
Vor mir in die braunen Moore weist
Ein Wasserstreif — ich starre ihm nach — —

Da — sieh — woher? Ein dunkler Kahn,
Ein schwarzes Segel — lautlos zieht's,
Gleichgültig, müde, weggewohnt
Die gleiche Bahn.
Kein Wellenklatschen, kein Ruderschlag —
Wo ist der Ferge? Ich seh' ihn nicht —
Ist das ein Gesicht?

Sorge dich nicht, es hat keine Not.
Mitten am hellfunkelnden Tag,
Mitten durch die satte Welt,
Ungesehen,
Still und lautlos,
Unaufhaltsam
Gleitet der Tod.

Heinrich Bulthaupt.



Mittagsruhe.

Der Himmel schwält in weißer Glut.
Mittag ist's. Die Erde ruht.
Im Tannenschatten schau' ich ins Land.
Die Sommerluft legt ihr schließendes Band
Mir um Aug' und Lipp.
Vor mir in die braunen Moore weist
Ein Wasserstreif — ich starre ihm nach —

Da — sieh — woher? Ein dunkler Kahn,
Ein schwarzes Segel — lautlos zieht's,
Gleichgültig, müde, weggewohnt
Die gleiche Bahn.
Kein Wellenklatschen, kein Ruderschlag —
Wo ist der Ferge? Ich seh' ihn nicht —
Ist das ein Gesicht?

Sorge dich nicht, es hat keine Not
Mitten am hellfunkelnden Tag,
Mitten durch die satte Welt,
Ungesehen,
Still und lautlos,
Unaufhaltsam
Gleitet der Tod.

Heinrich [illegible]

A. Zick del.

Heilige Nacht.

Regen am Sommermorgen.

Rausche wonnig, Sommerregen,
Früh im Morgendämmergrauen;
Träufe linden Schlummersegen
Auf die übernächt'gen Brauen!

Labend kommst du leis geflossen
Nach der ungeheuern Schwüle,
Schläfern, müd und nachtverdrossen,
Quickung tauend auf die Pfühle.

Spült's wie süßes Honigquellen
Aus den Wolken in die Bäume:
Tauchen kühl aus Himmelswellen
Die beseligenden Träume.

Heinrich Vierordt.





III. Spruchdichtung.

Reimsprüche.

Ich mag sie nicht, die heut'gen Tage:
Der Säbel protzt, der Hebel dröhnt;
Die Hohlheit glotzt; die Roheit höhnt,
Und nichts hat Ruh' und alles Plage
Und tausend Mäuler hat die Klage.

Dein ist, Poet, die keusche Wage,
Die richtet, ächtet, schlichtet, krönt
Und alles Hadernde versöhnt — —
Doch ach! im Staube dieser Tage
Verstaubten Wagewart und Wage.

❀

Du junges Herz, noch mai't es —
Doch warte! Morgen schnei't es.
Der Winter kommt — wie bald

Bleicht er dir Haar um Härchen,
Und über ein paar Jährchen
Bist du schon müd' und kalt —
Das Leben ist ein Märchen.



Dem oben beliebt es —:
Der unten übt es.
Frau Lüge spricht es —:
Frau Dummheit verficht es.

Ernst Ziel.

Sprüche.

Willst du einen Tag fröhlich sein —
    Folg meinem Rat: Geh in ein Bad.
Willst du eine Woche fröhlich sein —
    Nach allem Hader, so laß zur Ader.
Willst du einen Monat fröhlich sein,
    So schlacht' ein Schwein —
Willst du ein Jahr lang fröhlich sein,
    Magst ein junges Weiblein frei'n —
Aber willst du allweg fröhlich sein,
    Trotz allen Affen, so werde zum Pfaffen,
Dann kannst du schwelgen, scherwenzen und tanzen.
    Kannst den Teufel selber kuranzen!

(Altdeutsch.)

All dein Ringen, Kämpfen und Siegen
Magst du künden nach langen Jahren,
Aber das Köstlichste, was du erfahren,
Das süßeste Glück — das bleibt verschwiegen.

Nichts von Göttern fürchte kläglich,
Noch von Furien wunderbar —
Nur von Menschen und alltäglich
Droht uns Menschen die Gefahr.



So lange das Herz noch pocht,
So lange noch flammt der Docht,
So lange das Hirn noch glüht,
So lange die Seele sprüht,
Bist du noch jung zur Zeit,
Gehört dir noch Ewigkeit.

❀

Mit dem Bild des Schillerhauses.

In eines Riesen Heim zu wohnen,
Beladen mit dem Fluch der Epigonen,
In Weimars heiligem Tempelhain.
Als Lebender längst tot trotz allem Streben,
Indessen hier allein die Toten leben,
Da lernt man bald bescheiden sein.

❀

Nachts im Traum kommen Bilder zurück
Von alten Kämpfen, von altem Glück.
Kannst du sie auch ins Wachen verweben,
Wandelst auf einmal im ewigen Leben. —

❀

Mißlingt dir etwas, verschmähe drum
zu trauern —
Die größten Kartoffeln haben die
dümmsten Bauern.

❀

Verspottet ward der Kahlkopf, doch der sprach:
Ihr seid sehr klug, drum denket nach:
Noch niemals ward — auch wenn's ein Esel glaubt,
Ein Ochs gesehn mit kahlem Haupt! —

❀

Was bangst du vor des Todes Pein?
Sei hoffnungsvoll und heiter!
Das Sterben will überstanden sein,
Dann geht das Leben weiter!

❀

Fünf Jahr behandle deinen Sohn
Als deinen Herrn — verstehst mich schon.
Zehn Jahre dann als deinen Knecht
Erzieh ihn dir — das ist dein Recht.
Doch mit sechzehn Jahren, da mußt du dich wandeln,
Mußt ihn als deinen Freund behandeln.

(Indisch.)

❀

Rufst du den Arzt für deine Mängel,
So ist er ein Engel —
Bracht' er wirklich Genesung und Heil,
Ward ihm Ruhm wie Gott zuteil;
Aber will er die Rechnung reichen,
Muß er plötzlich dem Teufel gleichen.

(Altdeutsch.)

❀

Wer nur zum eignen Fenster
Hinausblickt, auf sich selbst gestellt,
Der sieht vielleicht Gespenster,
Doch nimmermehr die Welt. —
(Russisch.)

❀

Hei siebzig Jahr! — das soll man feiern
Mit Paukenschlägen und mit Leiern — —
Was ist dabei?
Jedweder Elefant und Papagei
Wird siebzig Jahre leicht, hat hundert auch erreicht.
Doch wenn es ein Verdienst, mit siebzig Jahren
Trotz allen Leids, das man erfahren,
Trotz aller Trübsal, Trauer und Gemeinheit
Sich unzerstörbar zu bewahren
Den Glauben noch an Seelenreinheit,
An Liebe, Manneswert und Freundestreue,
An Glück, das stetig sich erneue —
Auf solch Verdienst will Anspruch ich erheben,
Drum laß ich hoch die alten Freunde leben!

❀

Stossgebet.

Euch, gute Geister,
Euch ruf' ich an —
Ihr seid die Meister
Von allem, was gethan.

Nun heb' ich die Hände
Ob elend, ob krank —
Seid treu bis zum Ende
Und habt meinen Dank!



Grabschrift.

Vollbracht gottlob ist nun mein irdisch Wandern ...
Lebt wohl ihr Alle, die mit mir gestrebt
Und mich geliebt — doch ihr gewissen Andern,
Entschuldigt, daß ich unter euch gelebt.

Julius Grosse.



Autorenverzeichnis.



Seite

131

86

88

73

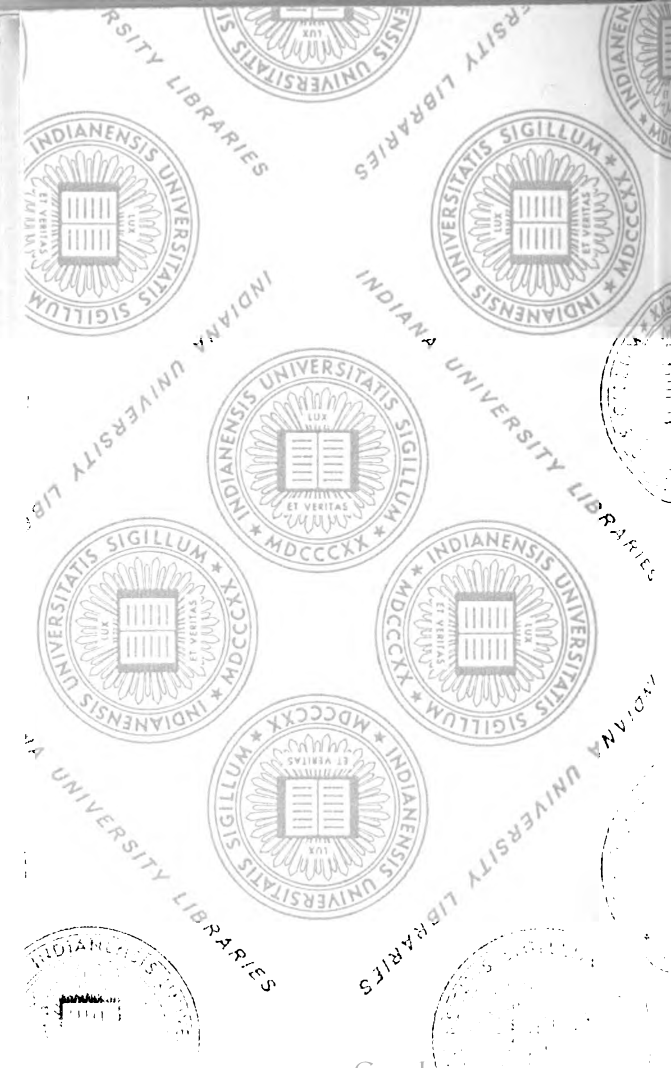
31

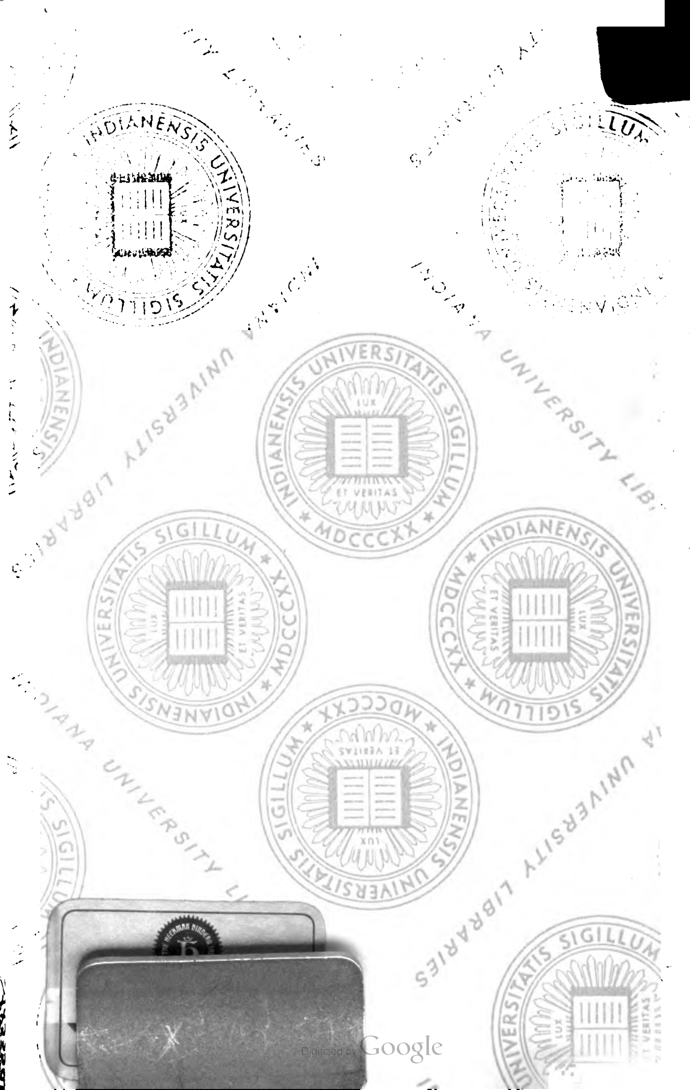
33

2

2

4




INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX ET VERITAS
MDCCCXX

